



ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ERSTER BAND

1954/1955

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

Theodor Heuss

EIN AREOPAG DES GEISTES

Hundert Jahre »Friedensklasse« des »Pour le mérite«

Zur Wiederkehr des Hundert-Jahr-Tages

Erschienen in der »Frankfurter Zeitung«
am 31. Mai 1942

Bald nach seinem Regierungsantritt, noch im Jahre 1740, stiftete Friedrich einen neuen Orden. Er war »für das Verdienst« gedacht. Preußens junger König stand im Begriff, mit Schlachtenwagnis eine Politik einzuleiten, die wohl Gelegenheit bot, sich um den Monarchen, um den Staat, um das Vaterland verdient zu machen. Die Auszeichnung galt bei ihrer Gründung nicht ausschließlich der soldatischen Leistung; darauf wurde sie erst im Jahre 1810 begrenzt. Doch schloß sich der Rang, den sie gewann, wesentlich dem Krieger an, den ihre Träger aus des Königs Feldzügen nach Hause brachten. Friedrich hat sonst keinen Orden gestiftet. So blieb an diesem im Bewußtsein das »Fritzische« haften; es hatte sich auch darin markiert, daß die

Benennung und Devise in der französischen Sprache gewählt war: Pour le mérite. Der Monarch, der gerade ein Jahrhundert später Preußens Thron bestieg, strebte nicht nach dem kriegerischen Lorbeer. Als er sich entschloß, »den unsterblichen Namen Friedrich des Zweiten an dem heutigen 102. Jahrestage seines Regierungsantrittes würdig zu ehren« durch die Schaffung einer »Friedensklasse für die Verdienste um die Wissenschaften und um die Künste«, wurde das in der Stiftung so begründet: »Ältere, wenn auch seltene Beispiele, bezeugen, daß eine solche Erweiterung der Statuten ganz der ursprünglichen Absicht des erhabenen Stifters des Ordens entspricht, welcher nicht nur durch sein Beispiel Wissenschaften und Kunst belebte, sondern sie auch durch Königliche Gunst mächtig zu fördern bestrebt war.«

Aus den Urkunden ist nicht zu ersehen, von welchem Zeitpunkt an der Plan den König beschäftigt hat. Vermutlich ist er in den Gesprächen mit Alexander von Humboldt erwachsen, sicher hat dieser auf die Gestaltung des Ordens, zumal seiner Statuten, den nachdrücklichsten Einfluß genommen, und es darf angenommen werden, daß die Verleihung des Ordens an Ausländer auf seine Anregung zurückging. Denn Humboldt stand seit seiner südamerikanischen Reise und den langen Jahren des Pariser Aufenthaltes zur Fremde in so vielfältigen und verzweigten Beziehungen, daß er diese gerne ad majorem gloriam des preußischen Staates und vielleicht auch seiner Person benutzen wollte. Diese Ausweitung hat aus der Natur der Anlage bald technische Schwierigkeiten gemacht. Denn auch die Friedensklasse des Pour le mérite wurde natürlich vom König verliehen, doch nicht nach freiem Ermessen, sondern die »Ritter« des Ordens »wählten« den oder die Männer, die sie der Auszeichnung für würdig hielten; ihre Zahl war aber »auf dreißig festgesetzt, welche der deutschen Nation angehören, und bei

jedesmaligem Abgang wieder ergänzt werden sollen«. Von den Ausländern war in der Stiftungsurkunde nur gesagt, daß ihre Zahl die der »stimmfähigen« Ritter nicht überschreiten dürfe; eine Wiederbesetzung wurde ausdrücklich als »nicht erforderlich« vermerkt. Natürlich war es untunlich, ja technisch schon fast unmöglich, zumal in der Gründungszeit, Franzosen oder Russen oder sonst wen um ein Personal-Votum für einen preußischen Orden zu bitten. Das hat Humboldt dem Monarchen selber vorgetragen. Aber waren denn die dreißig Leute zuständig? Solange der »Urgreis« fungierte, mochte er schon glauben, mit einiger Sicherheit das Richtige, den Richtigen zu treffen. Aber er mußte auch einmal abtreten. Deshalb regelte im Jahre 1846 ein Erlaß diese Frage neu: die Akademien der Künste und der Wissenschaften, bei deren Mitgliedern Vertrautheit mit dem Range fremder Leistung angenommen werden darf, müssen auf königliche Aufforderung die Vorschläge für Ersatzmänner geben. Der Akademie der Wissenschaften wird in Allerhöchstem Auftrage nahegelegt, daß sie »doch bei ihren Vorschlägen die wichtigen Fächer der Beredsamkeit und der Dichtkunst nicht außer Acht lassen soll, sondern auch hierauf ihr Augenmerk zu richten hat«. Der König hatte wohl bemerkt, daß bei Humboldts Verfahren in der Zurichtung der ersten Liste die »Dichter«, die Friedrich Wilhelm IV. doch näher lagen als Physiker und Astronomen, etwas schlecht wegkamen: Chateaubriand, Moore, der Russe Schukowsky. 1844 wurde auch Manzoni dekoriert; wie sich aus Humboldts Briefwechsel ergibt, hatte dieser zunächst nicht annehmen wollen. Schukowsky hatte Goethe und Schiller ins Russische übersetzt. Das empfahl ihn gewiß der Beachtung in Deutschland. Dieser heute fremd gewordene Name führt zu der eigentümlichen historischen Problematik, die in dieser »Friedensklasse«, in den

Tabellen ihrer »Ritter« steckt: sie sind eine Art von zeitgenössischem Kommentar zur deutschen Geistesgeschichte. Das gilt für die Bewertung der deutschen Namen: wie hat dieser Areopag, nachdem er einmal gebildet war, den Rang der Männer gewürdigt, wen hat er, nach unserer Meinung, vergessen, wen haben wir aus seiner Auswahl vergessen, welche Erscheinung des Auslandes hat jeweils die zur Urteilsfindung aufgeforderte Generation beeindruckt?

Die Stiftungsurkunde hatte angeordnet, daß der Orden für die Wissenschaften und die Künste »nur solchen Männern verliehen wird, die sich durch weitverbreitete Anerkennung ihrer Verdienste in diesen Gebieten einen ausgezeichneten Namen erworben haben. Die theologische Wissenschaft ist, ihrem Geiste gemäß, hiervon ausgeschlossen«. Als sich der Monarch und sein Berater auf diese Formel einigten, waren ihre Motive gewiß verschieden: Friedrich Wilhelm hatte hier eine zarte Scheu, und Humboldt fehlte das Organ für die religiösen Dinge; die Bestimmung umging auch die Sorge der konfessionellen Gespaltenheit, die wenige Jahre zuvor in den rheinischen Wirren so spürbar geworden war. Die Entwicklung hat aber diese Statutengrenze gesprengt.

Dies erste »Kapitel« des Ordens, am 31. Mai 1842 gebildet, ist eine imponierende Reihung der Spektabilitäten der Zeit, mit einer spürbaren Bevorzugung der Größen des damaligen Berlin, wo zweiundzwanzig der dreißig wohnen und arbeiten; es sind nur vier Namen aus dem deutschen Ausland, Gauß in Göttingen, Schwanthaler und Schnorr von Carolsfeld in München und — Metternich in Wien. Wie kommt Saul unter die Propheten? Es empfahl sich wohl, der Eitelkeit des Fürsten eine Abschlagszahlung zu geben. Er nimmt sich etwas seltsam aus neben Jakob Grimm und Friedrich Rückert; die Fremden gar

werden von dem großen französischen Physiker Arago angeführt, der politisch immer in Republikanismus machte. Aber solche Mischung war gerade das Ziel Humboldts gewesen — er wollte einen Kreis gesammelt wissen, der außerhalb oder über politischen Strömungen stünde.

Die Rechtsgelehrten Savigny und Eichhorn, der Philosoph Schelling, der Philologe Boeckh, Karl Ritter, der Geograph, und Johann Müller, der Begründer der neueren Physiologie, neben Rauch und Schadow, neben den Malern Cornelius und Lessing — die Dichtkunst wird von Ludwig Tieck vertreten neben Rückert und Schlegel. Aber diese beiden mochten ja auch als Gelehrte gelten, und diese Möglichkeit, solche Doppelwirkung in einem zu fassen, muß Humboldt besonders gereizt haben. Aber hier ist ihm nach Tiecks Tod ein verstimmendes Mißgeschick passiert. Die Vorschrift über den Charakter der Nachfolge war nicht enge gefaßt, es mußte nicht ein Archäologe einem Archäologen, ein Botaniker einem Botaniker folgen, es hatten sich und haben sich nur bestimmte Gewohnheiten über die großen Gruppierungen eingespielt, die schließlich zu der Normierung führten: zehn Geisteswissenschaftler, zehn Naturwissenschaftler, zehn Künstler und die entsprechende Reihenfolge in der Würde des Kanzlers, dem dann ein, später zwei Vizekanzler entsprachen. (Seit Moltkes Wahl, 1847, legte man Wert darauf, immer auch einen wissenschaftlich ausgezeichneten Offizier, etwa Verdy, Goltz, Freytagh, Kuhl in dem Orden zu besitzen.) Tieck selber hatte sich als der Nachfolger Goethes gefühlt; aber seine Volkstümlichkeit, wenn sie überhaupt je seiner literar-geschichtlichen Bedeutung entsprach, war verjährt, als er 1853, achtzigjährig, starb. Dem König wäre wohl der noch jung und frisch leuchtende Stern Geibels genehm gewesen. Aber Humboldt schrieb vorbereitend, um einer für den

König eindrucksvollen Mehrheit gewiß zu sein, eifrig an die stimmfähigen Ordensträger, nachdem er sich mit Boeckh und seinen Berliner Freunden verständigt hatte: sein Kandidat war Ludwig Uhland. Friedrich Wilhelm sollte den Mann ehren, der noch wenige Jahre zuvor in der Paulskirche sein politischer Gegner gewesen. Das war echt humboldtisch gedacht, und der König ging nicht unwillig darauf ein: die Sache wurde bekannt. Noch bevor das geschah, hatte man in Tübingen durch Freunde von der Absicht gehört, und Uhland schrieb eindringlich, man möge diese Auszeichnung unterlassen. Er währte irrtümlich, man wolle ihn dabei zugleich adeln. Es war für den Kanzler des Ordens eine höchst ärgerliche Sache, daß der Cato Tubingensis — so nannte er in einem Brief an Boeckh den schwäbischen Dichter — aller beredenden und beschwörenden Argumentation gegenüber ablehnend blieb: er wolle nicht von dem Monarchen ausgezeichnet werden, der Männer seiner eigenen Gesinnung, auch wenn sie in der Irrung der Zeit die Grenze des Rätlichen überschritten hatten, in Strafe und Gefängnis hielt. In Uhlands Briefwechsel ist diese ganze Korrespondenz abgedruckt, die in Werbung und Abwehr etwas Rührendes hat und doch viel Würde zeigt. Der König bekommt freilich die Nachricht von Humboldt so, daß Uhland »aus katonisch-tugendhafter Albernheit« nicht annimmt. Es sieht fast so aus, als ob diese Erfahrung eine sehr anhaltende Nachwirkung besessen habe: man umging die Dichter, die um so eifriger von der Münchener »Konkurrenz«, dem Maximiliansorden, gepflegt wurden. Nur Gustav Freytag und Gerhart Hauptmann wurden in späterer Zeit ausgezeichnet. Soll man an Stefan George denken? In den Vorschlägen figuriert er wiederholt. Aber eine Anfrage in seinem Kreise winkt ab. Freilich: das Motiv der Ablehnung hätte bei ihm einen anderen Akzent besessen als bei Uhland.

Nun wird man, die Liste durchstreifend, nicht einfach vorwurfsvoll in die Vergangenheit deuten dürfen: den und den haben sie nicht erkannt! Wo ist etwa Hebbel oder Storm? Wo Feuerbach, Leibl und so fort? Denn die vergleichende Statistik der Größenordnung aus unserer Zeit müßte sich immer Rechenschaft geben: da mußte ja immer erst einer Platz gemacht haben und der bedeutendere »Anwärter« ist früher gestorben. Charakteristisch ist in der bildenden Kunst die starke Vertretung der konventionellen Düsseldorfer Malerei; Lenbach fehlt, aber der routinierte Berliner Gesellschaftsporträtist Richter ist vorhanden. Erstaunlich erscheint, daß er und nicht Anton Werner, der doch 1882 auf der Höhe seines Ruhmes stand, damals einrücken konnte. Auch Richard Wagner ist man ausgewichen — Verdi, Brahms, Saint-Saëns, Richard Strauß, Pfitzner treten an. Man empfindet, wie in dieser Sphäre die subjektiven Empfindungen auch eines so begrenzten Kreises eine lebhaftere Rolle zu spielen in der Lage sind: in den engeren Fachwissenschaften, Chemie, Physik, auch Sprachkunde, Geschichte fehlt wohl, von den Frühgestorbenen abgesehen, kaum einer, dessen Name nicht auch uns noch lebendig ist. Im ganzen werden, je nach ihrer inneren Teilnahme an der ganzen Stiftung, die Kanzler als Anreger starken Einfluß gehabt haben. Doch erweisen die Akten, daß es nicht an lebhaften Argumentierern gerade auch für »fremde« Gebiete fehlt. Nur bei den Spezialisten mag sich das Urteil von vornherein gebeugt haben.

Humboldt, der sich selber gerne als den »Urgreis« bezeichnete, hat das Kanzleramt bis 1859 verwaltet — da war er fast neunzig Jahre. Seine nächsten Nachfolger, Savigny bis 1862, Cornelius bis 1867, Boeckh, der nur einige Monate die Würde versah, waren über oder an achtzig Jahre, als die Würde zu

ihnen kam. Ranke, der jetzt, zweiundsiebzigjährig, Kanzler wurde, stellte sich da fast als jüngere Kraft dar; er trug den Orden seit 1855 und hatte damals, gar nicht im Sinne Humboldts, wohl aber des Königs, den liberalen Heidelberger Schlosser mit den Stimmen stark überrundet; doch kam dieser 1860, kurz vor seinem Tode, auch noch an die Reihe. Seit 1870 war Adolf Menzel Mitglied, 1882 wurde er, Nachfolger des Bildhauers Drake, Vizekanzler. Helmolt erwähnt in seiner Ranke-Biographie, daß der pflichtbereite Maler bei dem Historiker sich erkundigte, was er in der neuen Würde zu tun habe. »Nichts als zu warten bis ich tot bin«, war die Auskunft. Der Alte hielt damals schon scharf auf die neunzig. Menzel löste ihn 1886 ab und blieb im Alter wenig hinter dem Vorgänger zurück. Er hat die empfangene Belehrung an Helmoltz weitergegeben, der aber, wie der andere »Anwärter«, Mommsen, vor ihm starb. Die gedachte Abwechslung in den Disziplinen war etwas durcheinandergelassen. Mit dem Astronomen Auwers kam der erste Naturwissenschaftler seit Humboldt wieder an die Spitze; ihm folgten der Bildhauer Schaper, Adolf von Harnack, Max Planck.

Es war nicht jedermanns Sache, in der Nachfolge des geschäftigen und immer zur Teilnahme bereiten Humboldt zu stehen. Man kann sich etwas die Verlegenheit des alten Peter Cornelius vorstellen, der kurz vorher vom langen Verweilen in Italien nach dem ihm fremd gebliebenen Berlin zurückgekehrt war und wenig Sinn für das Geschäfts-Technische, für den Wissenschaftsbetrieb der Welt besaß. In diese Zeit fällt es, daß sich auch Bismarck mit dem Orden befaßt: die Spielregeln bei den Vorschlägen sind nicht genau beachtet, und er fordert ein neues Verfahren. Dabei werden die auswärtigen Mitglieder von ihm entdeckt; ein königlicher Erlaß aus Baden-Baden

(1. September 1864) gibt die Anweisung, daß Vorschläge für die Ernennung ausländischer Ritter künftig durch die Vermittlung des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten erfolgen müsse.

Also eine Politisierung? Humboldt hatte ziemlich freie Hand gehabt; Friedrich Wilhelm ordnete schon 1842 an, daß er die Korrespondenz der Ordenskommission überwache, »da die Verhältnisse von Männern wie die Dekorierten dieser Klasse zuweilen Rücksichten verlangen (wie ich aus Erfahrung weiß), die Männer desselben Lebensberufes selber am besten aufzufassen imstande sind«. Humboldt hatte in seiner Weise natürlich auch Politik gemacht: er besaß seine Freundschaften und Beziehungen in Paris; solange er atmete, waren, um einen Vergleich zu nehmen, zweiundzwanzig Franzosen gegen acht Engländer ausgezeichnet worden. Das verschob sich nun: der Zufall will es, daß schließlich beide Nationen im Laufe der Jahre gleich stark vertreten waren (achtunddreißig), aber in einem anderen Zeitrhythmus. Natürlich hat da auch der deutsch-französische Krieg eine Zäsur geschaffen, die bis 1878 dauerte; da akzeptierte der Pariser Mathematiker Hermite den Orden. An den Honorierungen ist einiges erstaunlich; daß man in London und Paris bei den Malern dem Marktgängigen des Tages sich anschloß, Alma Tadema, Leighton, Sargent, Bonnat, am Literarischen vorbeischauend. Daneben offenbarte das wählende Gremium die schöne, damals viele verblüffende Unbefangenheit, bereits 1868 Charles Darwin auszuzeichnen. Macauley und James Bryce rahmen zeitlich Thomas Carlyle ein; in ihrer Heimat waren sie nicht auf einen Nenner zu bringen, und Carlyle hat der eigenen Regierung eine Auszeichnung abgelehnt. Doch den Zuruf aus Deutschland nahm 1874 der alte Biograph des großen Friedrich an.

Mit dem Wandel der Staatsform und Abschaffung der Orden war natürlich auch das Weiterbestehen der Friedensklasse des *Pour le Mérite* in Frage gestellt. 1918 hatte G. F. Knapp den Orden noch verliehen erhalten — es war der, den vorher der eben verstorbene Schmoller und früher Bismarck getragen hatte. Nun besaß aber die Anlage des Ordens in seiner Selbstergänzung einen sonderlichen Charakter, so daß es dem damaligen Kanzler, Adolf von Harnack, gelang, in den Verhandlungen mit dem Staatsministerium sein modifiziertes Weiterbestehen zu erreichen: die Mitglieder wurden als »Freie Vereinigung von Gelehrten und Künstlern« konstituiert, mit dem Recht, »die bisherigen dreißig historischen Abzeichen« zu tragen. Das Eigentumsrecht an diesen Abzeichen blieb, wie früher, dem preußischen Staat zugewiesen. Die Weiterverleihung des Ordens an Ausländer fiel mit dieser Umgestaltung selbstverständlich fort — denn es wäre eine etwas groteske Situation entstanden, hätte man der Fremde gegenüber einen Brauch aufrechterhalten, der für die Heimat im ganzen verfemt war. Auch war ja die geistige Welt, in der Humboldt geplant und gewirkt hatte, gründlich in die Brüche gegangen. Es ist geistesgeschichtlich interessant genug, wie sich in den Ergänzungen, die 1924, dem Jahre der amtlichen Bestätigung, notwendig geworden waren, und in der Weiterentwicklung, die nach Harnacks Tod Max Planck als Kanzler zu regulieren hatte, die Auseinandersetzung mit der Gegenwart und das Bedürfnis spiegeln, die große und bedeutende historische Kontinuität zu wahren. Die »Vereinigung« war freier — sie hat denn auch eine Frau in ihren Kreis aufgenommen, die Radiererin Käthe Kollwitz. Und es ist sehr reizvoll zu sehen, wie in Vorschlägen und Entschlüssen, wo es sich nicht gerade um Persönlichkeiten handelt, die in ihren speziellen Forschungsgebieten

dem Urteil einer nur kleinen Gruppe unmittelbar zugänglich sind, die Teilnahme der Mitglieder um Wertungen sucht: welcher Baumeister soll L. Hoffmanns Nachfolger werden? Theodor Fischer, Bestelmeyer, Poelzig? Wie ist es mit den Staatswissenschaftlern, wie mit den politischen Historikern? Hermann Stehr oder Stefan George? Über Georg Dehio kann es keine Erörterung geben — seines Ranges sind sich alle bewußt.

Schon mit dem »Adlerschild«, dann mit dem »Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft« sind Ehrungen geschaffen worden, die dem verwandten Personenkreis gelten, an den bei der Friedensklasse des *Pour le mérite* gedacht war. Damit ist die Frage nach dessen Weiterführung in eine Schwebelage gekommen — die Erinnerung an ihn hat fast nur mehr historischen Charakter. Doch steckt sie voll Anregung und Besinnlichkeit: Friedrich Wilhelm IV. und Humboldt wollten, für das Bewußtsein der staatspolitisch noch nicht geeinten Gesamtnation, die Würde eines hohen geistigen Schaffens herausheben und ihren Rang in die Verantwortung der Beteiligten selber legen. Das überzeitlich Repräsentative mengt sich dabei gewiß mit Zeitbedingtem und Anekdotischem. Aber die Sammlung großer oder doch bedeutender Namen hat jener Stiftung für ein Jahrhundert den Charakter der sonderlichen Dignität gegeben.

*

Theodor Heuß war von dem Propaganda-Ministerium mit dem Verbot publizistischer Tätigkeit belegt. Weder er noch einige Redaktionen haben sich an das Verbot gehalten. Der Aufsatz erschien 1942 unter dem Signet r. s.

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES

ORDENSKAPITELS

1955

REDEN UND GEDENKWORTE

FRIEDRICH MEINECKE

30. 10. 1862 — 6. 2. 1954



Friedrich Meisner

Gedenkworte für

FRIEDRICH MEINECKE

von

Eduard Spranger

»Der Historiker muß alt werden.« Dies Wort von Ranke hat sich an unserem entschlafenen Mitglied Friedrich Meinecke reich erfüllt. Er hat all die Segnungen erfahren, die erst in einem hohen Lebensalter geschenkt werden. Er hat all die Schmerzen gelitten, die dem rastlos wirkenden Geist aus dem versagenden Körper erwachsen. In den fast 92 Jahren seines Erdenweges hat er fünf Gestalten des deutschen Vaterlandes gesehen, mit Stolz oder mit Sorge — immer mit Liebe.

Im Anklang an ein Wort W. v. Humboldts darf man von Meinecke behaupten: »Das Geschichtliche war das Element seines Lebens.« In einer Epoche, die mehr und mehr dazu neigte, das historische Bewußtsein als ein Symptom der Schwäche und als eine Gefahr für das ethisch-politische Handeln anzusehen, hat er in ihm die wesentliche Quelle seiner Kraft gefunden. Er

lebte aus der Fülle der in ihm zusammengeballten historischen Gesichte heraus. Aber dieser Wurzelgrund blieb in Meinecke nicht naiv, etwa als ein Erbe der Generation, zu der er nun einmal gehörte; sondern erklärte ihn zu einer durchgearbeiteten Weltanschauung. So wurde er mit seinem letzten großen Werk, das die »Entstehung des Historismus« (1936) behandelte, zum Historiker zweiter Potenz. Von dieser Mitte aus muß man seine Persönlichkeit und sein Schaffen aufrollen. Denn alles Verstehen ist Rückgang von den Ausstrahlungen auf eine begründende Mitte.

Während sein Zeitgenosse und Freund, der unvergeßliche Ernst Troeltsch, in seinem lebenslangen Ringen mit dem Historismus das Minuszeichen schon voranstellte, hat Meinecke, trotz klarer Einsicht in die Gefahren, das Pluszeichen ganz stark betont. Aus der Zeit zwischen 1930 und 1935, in der eine wilde *action directe* sich in Deutschland austobte, stammt das Bekenntnis: »Es kommt darauf an, ob das inzwischen herangewachsene Geschlecht stark genug sein wird, um die Lasten, die der Historismus unvermeidlich mit sich bringt, zu ertragen und den Halt fürs Leben, den wir Älteren noch in ihm gefunden haben, sich neu zu erobern.«

Der Historismus als Halt für das Leben, diese Grundeinstellung können wir modern auch so ausdrücken: das existentielle Moment, die unbedingte Gewißheit, die für eine heute vorwaltende Philosophie gleichsam zu einem *Punkt* oder zu einer bloßen Schwelle zusammengeschrumpft ist, lag für Meinecke in der Erfülltheit seiner Brust von einer unablässig wachsenden geistigen *Welt*, in der Teilhabe an dem historischen Geist, der für den existierenden Menschen zugleich Resultat, Lebensluft und fordernde Aufgabe ist.

Um diese komplizierte Dynamik im Innern Meineckes zu durchleuchten, muß vorangeschickt werden, wie er selbst die wesentlichen Momente des Historismus charakterisiert hat: Es sind drei: das Individuelle, die Entwicklung, die Geladenheit der Gegenwart mit den Mächten der Vergangenheit.

Das Individuelle des geschichtlichen Lebens hat für ihn nach seinen eigenen Aussagen immer im Vordergrund gestanden. Ich stelle es ebenfalls voran, mit dem Vorbehalt, daß die letzte entscheidende Eigentümlichkeit seiner selbst dem Lebenden immer halb verborgen bleibt. Es war nach Meinecke ein gewaltiger Durchbruch, den der europäische Geist im 18. Jahrhundert vollzogen hat, als er Abschied nahm von dem Dogma der uniformen Normalität der Menschennatur und der menschlichen Verhältnisse. Der Eigenwert aller historischen Bildungen, die Andersartigkeit früherer Zeiten, leuchtete auf, und damit auch eine tiefe ästhetische Freude an der Unausschöpfbarkeit der Gestalten, in denen das Leben der Geschichte spielt. Das »Individuelle« trägt aber auch die zweite Bedeutung des Persönlichen, der persönlichen Individualität, in sich. Meinecke hat nicht aufgehört, »das kausal unauflösbare Geheimnis der Menschenbrust« zu feiern, dies Geheimnis, aus dem alles Sittliche und Schöpferische emporwächst. Gewiß hat er auch das Walten überpersönlicher Kräfte anerkannt, ja sogar einen dunklen Untergrund, aus dem Schicksalhaft-Verhängnisvolles aufsteigt. Aber er hat an Hegel — sei es mit Recht oder mit Unrecht — immer getadelt, daß er die Selbständigkeit und Freiheit der Person durch anonyme Übermächte gefährdet habe.

Die Kategorie der *Entwicklung*, das zweite Moment im Historismus, ist älter als die Hinwendung zum Reichtum des Eigentümlichen. Die genetische Betrachtung aber ist für den

modernen Historiker in sich selbst noch sehr vielgestaltig geworden. Gibt es z. B. Gesetze der Geschichte? Meinecke hat es so wenig geleugnet wie den Anteil des Typisch-Wiederkehrenden. Aber die Regelmäßigkeiten blieben für ihn, der das Einzigartige liebte und suchte, gleichsam Hilfslinien. Das trennte ihn ein wenig von dem Jugendfreunde Otto Hintze, dem »Entwicklungsreihler«, ganz scharf von Lamprecht. Alle Kausalitäten waren ihm immer schon mit Wertgesichtspunkten unlöslich verflochten. Er neigte überhaupt dazu, vom Ineinandersein heterogener Momente zu reden, ohne diese Dialektik mit Hegel zu dem beherrschenden Grundsatz des Geschehens zu erheben: Notwendigkeit und Freiheit, Einmaliges und Gesetzliches. Persönliches und Überpersönliches, Schicksal und Schuld, Gutes und Böses, Geist und Macht, Nationales und Weltbürgerliches sind seltsam ineinander verflochten. Darauf beruht in letzter weltanschaulicher Betrachtung auch das Tragische in der Geschichte. Die deutsche Katastrophe von 1945 führte der trauernd Nachsinnende mit Alfred Weber auf die unlösbare Verkettung des Göttlichen mit dem Dämonischen im Menschen zurück.

Endlich das dritte Moment: die *Geladenheit der Gegenwart mit dem Vergangenen* und das aus ihr in die Zukunft Drängende! Kein Zweifel: Meinecke war im stillen überzeugt, daß das reife und gesättigte geschichtliche Bewußtsein in sich der Möglichkeit nach schon einen Schlüssel zum Sinn der Geschichte besitzt. Nur so konnte ihm ja der Historismus einen *Halt* bedeuten! Aber er war doch sehr vorsichtig in der konkreten Anwendung des Schlüssels. Wenn «Vergangenheit und Gegenwart in Eins» sind, so müssen auch in der Spitze der Gegenwart schon Kräfte und Wertsetzungen mitenthalten sein, die die Situation des Handelns in die Zukunft hinein bestimmen.

Hier hat der Historiker, nachdem er getreu erkannt hat, das Recht des Richtens und Wählens. Hier tritt das Höchste seines Geistes in Funktion: sein metaphysisch gebundenes Gewissen, jedoch in der erweiterten Gestalt des an der Geschichte gereiften Gewissens, das sich mit der Wertwelt auseinandersetzt. Denn: »Der Trost der Providenz fehlt dem Historiker.« Wie sah nun diese Wertwelt bei Friedrich Meinecke selbst inhaltlich aus?

Der geborene Altmärker trug — als *sein* geschichtliches Erbe — zwei Grundschichten in sich: die Goethesche Geisteswelt und den preußischen Staatsgedanken. Das Weltbürgerliche Goethes fundierte die eine Seite seines Ethos. Als alles zerbrochen war, glaubte er doch noch den unsterblichen Rest des Deutschtums durch den Aufruf zur Bildung von Goethegemeinden retten zu können. In seinem Nachlaß findet sich die Interpretation zweier Goethescher Gedichte, ein Versuch der Tröstung in schwersten Tagen. Ein wenig mündete dieser Klassizismus bei ihm schon ins Romantische aus. Aber der romantische Hang machte halt vor der christlich-germanischen Epoche. In der Radowitz-Biographie, dem »Lied vom überwundenen Manne«, befreite er sich endgültig von den stillen Konflikten seiner Jugend mit der Richtung des Elternhauses. — Die andere Grundschicht, die politische, war anfangs nicht frei vom sog. Borussismus etwa Droysenscher Prägung. Sein erster wissenschaftlicher Plan war die Geschichte des Gedankens der preußischen Hegemonie. Später hat er den Borussismus bekämpft, wie er auch sein Verhältnis zu Bismarck, dem selbstverständlichen Helden seiner Jugend, mit der ihm eigenen *mâze* revidiert hat. Sein erstes durchgeführtes Werk, die Biographie Boyens, kettete ihn für die Dauer an die größte Zeit Preußens und zeigte ihm den

Militarismus von seiner reinsten ethischen Seite. »Das Zeitalter der deutschen Erhebung«, »Preußen und Deutschland« blieben seine Hauptthemenkreise. Im Gegensatz zu Treitschke setzte er den verhängnisvollen Bruch der preußischen Geschichte in das Jahr 1819. Aus dieser Erkenntnis heraus schwenkte er auch immer stärker zur Geistesgeschichte hinüber. Sein schönstes Werk »Weltbürgertum und Nationalstaat« (1907) gehört doch vorwiegend auf diese Seite.

Trotzdem: es dürfte sehr schwer sein, zu sagen, ob Meinecke im Grunde seines Herzens ursprünglich mehr ein Liberaler oder ein Konservativer gewesen sei. Er selbst hat sich manchmal einen »konservativen Reformier« genannt. Zum Oppositionellen ist er erst seit 1895 durch das Mißfallen an der Politik und Person Wilhelms II. geworden. In das demokratische Lager hat ihn die politische Entwicklung, besonders im ersten Weltkrieg, hinübergedrängt, nicht ohne sichtbare Widerstände. Schon vorher hatte er bei Friedrich Naumann und seinem Kreise gefunden, was ihn verwandtschaftlich anzog. Denn er sah immer mehr ein, daß es ohne die Versöhnung der Arbeiterschaft mit dem nationalen Staat für Deutschland keine Zukunft geben könne.

In der Selbstbiographie kann man genau verfolgen, wie der Historiker nun auch zum mütatenden und mithandelnden Politiker wurde. Mit Max Weber, Troeltsch, Delbrück und Hintze landete er schließlich auf der sog. linken Seite. Der Gang und Drang der großen Ereignisse hat es ihm so abgedrungen. Damals verwandelte sich das Streitbare in seiner Natur, das er selbst hervorhebt, in eine spürbare Gereiztheit.

Welche inneren Kämpfe — weit über die Tagespolitik hinaus — er in sich durchzumachen hatte, bekundet sein nächstes großes Werk »Die Idee der Staatsräson« (1924). Denn dahinter steht der Goethefreund, der auf die härteste Lebensmaterie, die

realistischen Machtkämpfe der Weltstaaten, gestoßen ist. Er hatte nun den Konflikt der beiden Grundsubstanzen seines Wesens zu verarbeiten. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang die Notiz in seiner Selbstbiographie: beide Bücher, »Die Idee der Staatsräson« und »Die Entstehung des Historismus«, seien ursprünglich als *ein* Thema geplant gewesen, worüber psychologisch noch viel nachzudenken wäre. Aber die in ihm präformierte Spannung ist doch sicher erst durch die Ereignisse der Weltgeschichte seit 1914 zu ihrer vollen Schärfe gelangt: Sein gutes altes Staatsethos stieß sich wund an der anti-humanen Überspitzung der Machtgier, und seine Liebe zum deutschen Volke konnte den Machtrausch, der von der ersten Katastrophe sinnblind in die zweite führte, nur mit den unsäglichen Schmerzen verfolgen, wie sie der Vater über den ungeratenen Sohn empfindet.

Als Historiker suchte er auch dafür die tieferen Ursachen. Wo sie ihm zu liegen schienen, zeigt die Schrift von 1946 »Die deutsche Katastrophe« in dem Abschnitt über den Bruch im deutschen Menschentum, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfolgt sei. Seitdem sei der Mensch der Goethezeit abgelöst worden durch ein Geschlecht, das den Staat immer mehr zu einer bloß naturhaften Macht hinabsinken ließ. Der Historiker mußte zunächst erkennen, was geschehen war. Dann aber lautete der aus ihm herausgepreßte Notruf: Wer kann die Ströme der Macht eindämmen, so daß sie lenkbar bleiben und heilsam wirken! Denn auch die Macht ist, trotz Burckhardt, der Erfüllung mit sittlichem Gehalt fähig.

Die inneren Bewegungen einer Persönlichkeit, die mit den Rätself des rauhen Schicksals ringt und dabei von dem Goetheschen Glauben erfüllt ist: »In reiner Brust allein ruht alles

Heil«, lassen sich nicht in eine so begrenzte Betrachtung hineindrängen. Wohl aber ist es Zeit, dem Bilde des Historismus im Sinne Meineckes den letzten Zug hinzuzufügen, der ihm gewiß nicht verborgen geblieben ist, den er aber nur implicite erwähnt. Der viel geschmähte Historismus kann nur dann zu einer positiven, den Sinn des Lebens und der Geschichte aufschließenden Haltung, zu einer aufbauenden Kraft werden, wenn er seinen Lebensodem findet in dem, was ich den *Weckruf der Geschichte* nennen möchte. Auch den umfassendsten Historiker treffen die Schritte und Schläge des Weltgeschehens niemals in angemessener Reife. Er muß bereit sein, immer umzulernen; er muß in der Auseinandersetzung mit dem akuten Geschehen seine Deutungen revidieren. Diese Selbstüberwindung bringt nur auf, wer durch Anschauung der geistigen Triebkräfte, die Ranke die Gedanken Gottes in der Welt genannt hat, schon stark geworden ist; nur er, der an der Geschichte Erstarkte! In einer solchen Situation finden wir Meinecke z. B. in den Reflexionen von 1919, mit denen er die bisher erschienene Selbstbiographie beschließt: »Wird es mir noch möglich sein, das, was wirklich lebensvoll und zukunfts-trächtig am Sozialismus ist, in meine historische Gedankenwelt aufzunehmen? Neu lernen, abwarten, was mit der Sache wird, müssen wir auch hier. Auf materielle Güter muß man ganz verzichten; das *geht*, wie der Krieg uns schon gezeigt hat. Aber individuelle Freiheit, die ist Lebensluft. Es weht einen schauerlich an, wenn die einem genommen wird.« An späterer Stelle: »Aufgeschlossen zu bleiben für solche Wandlungen und doch dabei unwandelbaren Leitsternen gläubig zu vertrauen, war das Bemühen meines Lebens.« (II, 286.)

Aber nicht nur mitzulernen, sondern auch mitzuhandeln ist die Bestimmung des Geschichtsdeuters. Meinecke bekennt: »Wer

Geschichte schreibt, muß auch neue Geschichte schaffen, muß das Stück des allgemeinen Werdestromes, das er spiegeln soll, auch *schaffend* spiegeln, muß selbst eine neue sichtbare Welle im Werdestrom werden. «Man denkt hier an sein Mitwirken im Kreise von Kühlmanns, an seine Begegnungen mit dem Generaloberst Beck, deren erste ich vermitteln konnte, an seine führende Bedeutung für die Gründung der Freien Universität Berlin.

Immer ist Meinecke hörbereit für den Weckruf der Geschichte gewesen. Aber erst in späten Äußerungen hat der Verewigte das Organ ganz klar und mit Namen genannt, das seine Forderungen verarbeitet: Der Ruf trifft wohl auch auf das vorhandene *Wissen*; aber sein Sinn entscheidet sich erst im Läuterungsfeuer des *Gewissens*. Das Gewissen schlingt das Band zwischen dem Transzendenten und dem Immanenten. In tiefsinnigen Meditationen über das etwas quietistische Rankewort »Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott« klärte sich dem Historiker auch der metaphysische Bezug der Geschichte. Das wertprüfende Gewissen eröffnet die vertikale Dimension des Lebens, jenseits seiner zeitlich horizontalen Erstreckung. War dieser »eigentlich metaphysische Quellpunkt« im eigenen Inneren einmal entdeckt, so war damit auch der Zugang zu dem verhüllten Geheimnis des Sinns der Geschichte wenigstens wie ein Spalt des Durchblickes erschlossen. Der Ausspruch: »*Alle Ewigkeitswerte der Geschichte stammen letzten Endes aus den Gewissensentscheidungen der handelnden Menschen*« — dieses feierliche Bekenntnis ist Meineckes Gegenstück zu Rankes halb mystischer Ahnung: »Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott.«

Teures Vermächtnis einer stets mit den letzten Rätseln des Lebens ringenden Natur! Wie erweckst du in mir die Erinnerung an die reichen Dahlemer Gespräche, die wir in

jenen Jahren miteinander führten, wo es unserem Gewissen nicht möglich war, mit der neuen Wendung der deutschen Geschichte innerlich mitzugehen! Damals holte sich Meinecke die tiefste Tröstung bei dem verwandten Geist Jacob Burckhardt, der der eigenen Epoche mit schmerzlichem Kulturpessimismus begegnete. Da erhob es uns, wenn wir uns am politischen Schicksal wund gerieben hatten, über ein Goethewort oder über Sinnfragen der Geschichte Gedanken auszutauschen, oder der Freund sprach bewegt zu mir von Mörikes Peregrina-Gedichten. Wie hätten wir, die oft ratlos Wandernenden, nicht auch auf die ewigen religiösen Probleme kommen sollen! Meineckes ursprüngliche weltanschauliche »Konstitution« — wenn es so etwas gibt —, war pantheistisch. Er leitete die geschichtliche Denkweise aus dem Neuplatonismus ab. Dorthier entnahm er jenes Bild vom schaffenden Spiegel. Neuplatonisch war auch die geistige Herkunft Goethes. Das kirchliche und konfessionelle Christentum mit der Weltgeistlehre zu verschmelzen, mußte ihm so schwer werden wie dem Freunde Ernst Troeltsch. Was in Meinecke christlich war, hatte doch einen stark humanistischen, weltbürgerlichen, ja weltmystischen Zug. Schon am *Anfang* der Autobiographie heißt es: »Alles, was wir erleben, ist symbolisch zu fassen, deutet aufeinander, ist transparent füreinander. So zeigt es uns die geschichtliche Denkweise, die wir seit der Goethezeit in uns entwickelt haben, und die auch ein Etwas von Poesie, und gerade auch von Jugendpoesie in sich birgt.« — Jugendpoesie verwandelt sich in Altersfrömmigkeit. Sollte nicht auch die Religiosität des europäischen Menschen immer mehr den Zug der unausschöpfbaren Eigentümlichkeit annehmen? Dahin deutet der *Schluß* der Autobiographie! Anknüpfend an den Ausspruch: »Introite! et hic Dii sunt!«

fährt der Rückblickende fort: »Ich glaube, hiernach gelebt zu haben, manchmal wohl in eine falsche Tür, die nicht zu Göttlichem führte, eingetreten zu sein, aber die Sehnsucht nach immer neuen Pforten, die zu etwas Göttlichem führen könnten, nie verloren zu haben.«

Jedoch: dem Historiker konnte es nicht verborgen bleiben, daß das Religiöse im Abendlande auf christlich-humanistischem Fundament ruht. Eingefügt in diesen großen Geistesstrom, hat er natürlich auch den Weckruf der christlichen Botschaft gehört und sich zu ihm mit der Erwägungsbereitschaft verhalten, die er in allem bewies. Er hat es sich auch *damit* nicht leicht gemacht. In dieser inneren Bewegtheit, über der der Schleier der letzten Intimität liegt, ist die einzigartige Entelechie, die auf Erden Friedrich Meinecke hieß, eingegangen in den Frieden Gottes.

Der wiedererstandene Orden Pour le mérite verliert in ihm, um den wir trauern, das erste der 1952 neugewählten Mitglieder. Wohl umwebt diesen Orden der Glanz einer hohen Vergangenheit. Aber als ein Weckruf der Geschichte unsere Gemeinschaft wiederbelebte, und als es nötig war, vor allem einen Mann zu finden, der ihr durch sein ganzes Wesen neuen Glanz verbürgte, da konnte bei ihm, dem wir heute den ersten Nachruf widmen, kein Zweifel sein: Sein Leben und sein Werk strahlten im reinsten Licht. Wir klagen um sein Dahinscheiden. Aber wir danken ihm, dem Hüter der Geschichte, daß er uns durch seine adlige Natur mit dem einheimischen Großen verbunden hat: mit dem Großen unseres Geisteslebens; mit dem Großen unserer staatlichen und nationalen Existenz. Durch Friedrich Meinecke besitzen wir beides wieder als ein herrliches Erbe und als eine Sehnsucht nach Höherem.

LUDWIG CURTIUS

13. 12. 1874 — 22. 3. 1954



Prof. L. Curtius.

Gedenkworte für

LUDWIG CURTIUS

von

Karl Reinhardt

Am 22. März dieses Jahres ist Ludwig Curtius, der große Archäologe, 79jährig in Rom verschieden. Ein Herzschlag riß den Unermüdlichen mitten aus der Arbeit, bei der Niederschrift zu seinem Vortrag für die Wiedereröffnung des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, die er nicht mehr erleben sollte. Der Satz, in dem er abbrach, lautete: »Aber Homer...«. Auf dem Friedhof des Vatikans liegt er begraben. Wenn ich des Menschen zu gedenken — nicht den Gelehrten zu würdigen wage, denn das müssen andere — so geschieht auch das nur zagend. Nicht nur vielen Schülergenerationen, die mit Liebe an ihm, ihrem väterlichen Freunde, hingen, auch einem großen gebildeten Publikum, das er durch seine Vorträge beglückt hat, ist er lebendiger in Erinnerung als im schwachen Spiegel dieses Nachrufs.

Humanist von Geburt, durch Schulbildung, durch Universitätsstudium in unhumanistischer, positivistischer Zeit, Humanist, als angehender Sozialpolitiker, als Kunstjünger, als Archäologe, als Freiwilliger und Offizier im ersten Weltkrieg, als Universitätsprofessor in Erlangen, Freiburg und vor allem Heidelberg, zuletzt, seit 1928, als erster Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, Humanist in allen seinen vielen Bewunderungen, bis in seine Bewunderung z. B. für Proust oder zuletzt auch noch für Thornton Wilders »The Ides of March«, war er bis an sein Lebensende unermüdlich, immer neu und immer reicher zu entdecken, was er von Anfang an besaß.

Geboren 1874 in Augsburg, im gleichen Jahre wie Hofmannsthal, als Sohn eines Arztes Münchener Herkunft und einer Mutter aus dem ländlichen Patriarchat von Hindelang bei Sonthofen im Allgäu, seiner heiß geliebten, nie verlorenen Heimat, erzogen auf dem Benediktinergymnasium in Augsburg, klang dem Erwachenden schon von dort entgegen: »Was? Sie haben Stifters Nachsommer nicht gelesen?« Oder: »Wenn Sie Hölderlin kennen würden...« Als der Zwanzigjährige nach Venedig kommt, ist sein »größtes Erlebnis« eine Antike, das untere Stück einer sitzenden weiblichen Gewandfigur, im Dogenpalast: »Mir war das Fragment die in Marmor übersetzte Iphigenie Goethes.« Das Biographische ist seinen Lebenserinnerungen »Deutsche und antike Welt« (1950) zu entnehmen, auf deren Bedeutung ich gleich einzugehen habe.

Die Ergreifung des zukünftigen Berufes geschah gleichwohl nicht auf so geradem Weg, wie nach diesem Anfang zu erwarten wäre. Die Forderung der Tat trieb ihn in der Zeit der sozialistischen Wende zum Studium der Volkswirtschaft bei Lujo Brentano in München und bei Schmoller in Berlin, er

wurde zum Anhänger des großen Idealisten Friedrich Naumann, des Begründers der nationalsozialen Partei. In seine Jugendsymphonie in Dur brachte das Scheitern Naumanns ihren tragischen Satz. In verwandelter Form fügte sich später sein politischer Beruf, dem er nicht abschwor, seinem Humanismus ein. Nach zwei Jahren Jura und Volkswirtschaft ging er zwei Jahre auf die Münchener Aktschule, um Maler, im geheimen, um Bildhauer zu werden. Erst als er auch hiermit scheiterte, gewann ihn Adolf Furtwängler, der Münchener Archäologe, für die Archäologie. Den Künstler, als der er selbst versagte, lernte er um so inniger verehren in zwei nächsten Freunden, einem um 27 Jahre älteren und einem um zwölf Jahre jüngeren. Der ältere war der Bildhauer Adolf Hildebrand, der jüngere Wilhelm Furtwängler, der Sohn des Archäologen. Hildebrand wurde sein künstlerischer wie Adolf Furtwängler sein wissenschaftlicher Erzieher. In dessen Sohn Wilhelm erwuchs seinem pädagogischen Temperament sein erster und idealer Schüler. Es gibt wenig Seiten neuerer biographischer Literatur, die voll von solcher Beglückung sind wie seine Erinnerungen an seinen Verkehr im Hause Hildebrand (in München und Florenz) und Furtwängler. Beide standen in der Fülle ihrer Kraft, auf der beginnenden Höhe ihres Ruhms, und beide ergänzten einander.

Der humanistischere von beiden, zugleich auch die stärkere theoretische Natur, war nicht der Archäologe, sondern der architektonische Bildhauer, dessen »Problem der Form« stark auf den werdenden wirkte. Derselbe ist es auch gewesen, durch den sich ihm die Gedankenwelt der Fiedler und Hans von Marées erschloß. Die Erfahrung dessen, was ihm zum Künstler fehlte, wurde ihm zum beschwingenden Antrieb und zur Stärke in seiner Wissenschaft. Durch Furtwängler fühlte er sich, wie

er sagt, »in einer herrlichen Wissenschaft vom Griechentum geborgen«. »Wüßten die Menschen«, so ruft er aus, »welche Schätze, nicht etwa an äußerlichem geschichtlichem Tatsachewissen, sondern an tief religiöser, menschlich freier Bildung des Herzens im Studium der griechischen Denkmäler zu heben sind, würden alle Archäologie studieren«.

Und doch dürfen wir darüber das spätere Bekenntnis nicht vergessen (S. 460): »Meine persönliche Schwäche in meiner Wissenschaft war von Anfang an die, daß ich von der Kunst her, von meinem praktischen Ringen um die Kunst, von dem Verkehr mit Künstlern aus in sie gelangte, und daß mein Begehren nicht eigentlich auf die wissenschaftliche Erkenntnis, sondern auf das Leben mit antiken Kunstwerken und im inneren Einklang mit ihnen gerichtet war . . . Wäre meine künstlerische Begabung stärker gewesen, so hätte ich nicht die Wissenschaft aufgesucht, sondern die künstlerische Leistung in der Nachfolge von Hans von Marées.« Er besaß in hohem Maß die Gabe, in sich selbst an Idealen zu vereinigen, was anderen unvereinbar erscheinen mochte. So das Ideal des Künstlertums mit dem des militärischen Gehorsams, so das Ideal der *vita solitaria* mit dem der gesellschaftlichen Kommunikation von weltmännischem Zuschnitt. Wie groß war z. B. seine Verwunderung, als er erfahren mußte, daß der tief verehrte Friedrich Naumann und der tief verehrte Adolf Hildebrand, die er in der größten Erwartung zusammenführte, nicht zu bewegen waren, aufeinander einzugehen.

Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts blieb er in der Hitlerzeit, solange das Auswärtige Amt, dem er unterstellt war, und der Botschafter von Hassell schützend ihre Hände über das Institut und ihren Leiter hielten. Im

September 1937 erhielt er durch den Briefträger seine Entlassung. »Ich empfand sie wie einen Ritterschlag«, so enden seine Erinnerungen. An Werken sind zu nennen: im Handbuch der Kunstwissenschaft Die Antike Kunst, Bd. I Ägypten und Vorderasien (1913), Bd. II Die klassische Kunst Griechenlands (1938). Die Pompejanische Wandmalerei (1929). Zahlreiche Aufsätze und Reden, darunter die Sammlung: Interpretationen von sechs griechischen Bildwerken (1947). Das antike Rom (1944). Besonders auch die Aufsätze in der von Werner Jaeger herausgegebenen Zeitschrift Die Antike.

Seine Kunstbetrachtung ist zugleich historisch umfassend (anders als die Wölfflins), zugleich den Problemen der Form, zugleich dem unmittelbar Sinnlichen mit Leidenschaft erschlossen, zugleich geistesgeschichtlich und humanistisch europäisch, zuletzt auf Religion gegründet. Als Lebenswerk betrachtet, hängt sie eng mit seinen Erinnerungen zusammen. In den eben aufgezählten Merkmalen ist eins noch nicht enthalten, das entscheidende: ihr eigentümlicher Erlebnischarakter. Mit ihrem Erlebnischarakter verwurzelt ist auch das autobiographisch-anekdotische Element, das wiederum beides, die Schätze seiner Erinnerungen und das Werk des Wissenschaftlers, miteinander verbindet. Zeugen die Erinnerungen auch für den Außenstehenden von seinem Umfang, so ist die Erlebnisintensität die geheimere Gnade seines durch alles bis in jedes seiner Worte hindurchbrechenden Temperamentes. Das alles aber endet bei ihm nicht feierlich hymnisch —, man hat ihn nicht ganz zutreffend mit Winckelmann verglichen —, sondern bricht um in die Anmut eines Verzichtes, die oft auch so amüsanter sein kann, aber doch niemals wäre, was sie ist, ruhte sie nicht so sicher auf dem Grunde seiner tiefen Humanität.

Sollte ich ihn zu porträtieren suchen, ihn, der selbst die Kunst des Porträtierens auf so plastische, zugleich so physiognomische Art geübt hat, ebenso an Zeitgenossen wie an römischen Bildnisbüsten? Ich schließe statt dessen mit einem Hinweis. Einer seiner letzten Aufsätze, erschienen im Merkur 1947, trägt die Überschrift: »Begegnung beim Apollo von Belvedere.« Da erzählte er, wie er 1947 im Cortile des Belvedere des Vatikans einen Betrachter trifft, der ungewöhnlich interessiert scheint, einen großen jungen und schönen Mann, der, kürzlich aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, im Begriff ist, über Neapel nach Argentinien auszuwandern, und der seine letzten drei Tage in Europa damit verbringt, um an drei Stätten des Wiedersehens seine letzte Andacht zu verrichten. Er hoffe, dereinst wiederzukehren. Es stellt sich heraus, daß er sich vor vier Jahren unter einem Trupp Soldaten befunden hatte, denen Curtius den Apollo von Belvedere erklärte. Sie verabreden sich für die folgenden drei Abende zu je einem Gespräch bei einem Glase Wein. Bald wird der Fremde aus einem Nehmenenden zu einem Gebenden. Es zeigt sich, daß er weit umhergekommen ist, daß ihm die Würde der Buche wie der Palme wie des Kamels vertraut ist . . ., daß er in München Architektur studiert hat, daß ihm Musik der nie versagende Zauber ist, um unter noch so vielen Menschen in die Stille zu finden . . ., Thema des ersten Gespräches, das dem Apollo von Belvedere geweiht ist, ist die *Würde*. Die Würde in der Leichtigkeit und Helle. Thema des zweiten Gesprächs, das dem Erlebnis des Pantheons geweiht ist, ist die *Proportion*, das *Verhältnis* . . . Thema des dritten, dem Engelsthron in der Tribuna der Peterskirche gewidmeten Gesprächs ist: das *Geheimnis*. »Die Transzendenz, welche die Philosophie nur andeuten, aber nicht vollziehen könne, diese spreche die Kunst aus in der

Sprache ihrer Symbole . . .« Alle drei einander ergänzenden Themen betreffen eine Erfahrung, deren Größe der Welt abhanden zu kommen drohe . . .

Was ist das für ein junger Mensch? Was hat das für eine tiefere Bewandnis mit seinem Auswandern? Was ist das für ein Abschied? Was für eine letzte Begegnung? Was für eine Hoffnung? Fragen, die keiner Antwort mehr bedürfen.

REDE VON
MAX HARTMANN

MAX HARTMANN

DIE GEISTESWISSENSCHAFTLICHEN
GRUNDLAGEN
DER NATURWISSENSCHAFTEN

Wenn vor 80 oder 100 Jahren ein Naturforscher einen Vortrag über die geisteswissenschaftlichen Grundlagen der Naturwissenschaften hätte halten wollen, so wäre dieses Thema von seinen Fachgenossen sicher weitgehend abgelehnt worden. Damals bestand keine Verbindung mehr zwischen geisteswissenschaftlich-philosophischem und naturwissenschaftlichem Denken und Forschen. Der Bruch zwischen beiden war so gut wie vollständig. So konnte schon in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts der Entdecker des Energieprinzips, Robert Mayer, ein von Haus aus philosophischer Kopf, den bei der Fassung und Ausarbeitung seiner großen Entdeckung zugleich tiefgründige kategorial-analytische Betrachtungen maßgeblich geleitet hatten, an seinen Freund Griesinger schreiben: »Die Fäseleien der Naturphilosophen stehen mit erbärmlicher Nacktheit am Pranger.« Als dann weiterhin durch das

epochemachende Werk von Charles Darwin die Möglichkeit auftauchte, auch die großen Probleme des Lebens im Sinne der herrschenden mechanistischen Theorie des Jahrhunderts lösen zu können, setzte sich die mechanische Weltanschauung und die Abkehr von aller Philosophie in den Kreisen der Naturforscher weitgehend durch. Ja gerade Biologen waren es, die in einer völligen Überschätzung des Evolutionsgedankens glaubten, durch ihn die großen biologischen Probleme im Prinzip bereits gelöst zu haben und die dann, wie C. Vogt, L. Büchner und später E. Haeckel auf dieser Grundlage einen reinen Materialismus verkündeten. Und als nun gar Karl Marx und Engels diese materialistische Weltanschauung zur Grundlage ihrer, aus ethischen und humanistischen Gesichtspunkten sozialen Bestrebungen machten, drang sie in die weitesten Volkskreise und beherrschte bewußt oder unbewußt weitgehend das Denken der Menschen, auch der meisten Naturforscher. Wenn auch die Mehrzahl der letzteren nicht der materialistischen Denkweise verfiel, so lehnten sie doch meist jede weltanschauliche Folgerung aus den naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen ab, sei sie materialistischer oder idealistischer Art. Nur ganz vereinzelt wiesen einige, wie Hermann Helmholtz, noch auf die geistigen, philosophischen Grundlagen der Naturwissenschaften hin.

Bruch einer mehr als 200jährigen Entwicklung

Man glaubte — kraß ausgedrückt —, ohne Geist, nur auf Grund sinnlicher Erfahrung in mechanistischer oder gar materialistischer Weise bei der Naturforschung auszukommen. Auch der später auftretende Positivismus eines Ernst Mach, dem viele Naturforscher weitgehend zustimmten, vermeinte nur auf Grund von Sinnesempfindungen und Sinneswahrnehmungen

und ihres ökonomischen Gebrauches zum Nutzen und zur Bewältigung der dem Menschen im Leben gestellten Aufgaben echte Wissenschaft begründen zu können. So war in einigen Jahrzehnten ein völliger Bruch der mehr als 200jährigen Entwicklung der modernen abendländischen Naturwissenschaften und ihrer stetigen fruchtbaren Auseinandersetzung mit ihren geistig-philosophischen Grundlagen erfolgt.

Die Ursachen, die zu diesem für beide Wissenschaftsgebiete verhängnisvollen Bruch führten, liegen historisch klar zutage. Galilei hatte zugleich mit der Entdeckung der Fallgesetze den Naturwissenschaften ihre exakte Methode, das kausalanalytische Experiment, geschenkt und dabei die geistigen Grundlagen dieser Methode in einer Klarheit erkannt, wie sie erst im 19. Jahrhundert durch deutsche Logiker und Philosophen, wie Sigwart, A. Riehl und Bruno Bauch wiedergesehen wurde. Von Galilei an blieb durch die folgenden Jahrhunderte über Kepler, Descartes, Newton, Leibniz bis zu Kant diese enge Verbundenheit zwischen Geisteswissenschaft, resp. Philosophie und Naturwissenschaft bestehen. Die großen Naturforscher waren meist selbst führende Philosophen, und die großen Philosophen waren zugleich führende Naturforscher wie Leibniz oder beherrschten wenigstens wie Kant völlig die Naturwissenschaften ihrer Zeit.

Die fortgesetzte fruchtbare Auseinandersetzung zwischen geisteswissenschaftlich-philosophischem Denken und den Ergebnissen der exakten Naturwissenschaft fand einen jähen Abschluß, als die nachkantische idealistische Philosophie in der Naturphilosophie von Schelling und Hegel mit dem überheblichen Anspruch auftrat, von der Ratio aus den Naturwissenschaften ihre Methoden und Ergebnisse vorschreiben zu können. Da gleichzeitig ein rasches Aufblühen, besonders der

physikalisch-chemischen Wissenschaften erfolgte, so konnte es nicht ausbleiben, daß sich die Naturforscher nun von aller Philosophie abwandten. Aber nun dauerte es nicht lange und das Pendel schlug nach der entgegengesetzten Seite um, wie eingangs geschildert wurde.

In unserem Jahrhundert traten nun aus den experimentellen Ergebnissen der Naturwissenschaften selbst, der exakten Physik, wie der sich inzwischen entwickelnden experimentellen Biologie, die bisher so strikt abgewiesenen Zusammenhänge und die geistigen Grund- und Grenzfragen wieder ans Tageslicht. Die Physik zeitigte mit der Relativitätstheorie und der Quantenmechanik Ergebnisse, die mit den hergebrachten Kategorien von Raum und Zeit, sowie der Kausalität in Widerspruch zu stehen schienen und zu vielfachen Auseinandersetzungen führten. Andererseits glaubten manche Physiker und Philosophen, auf Grund der Heisenberg'schen Unsicherheitsrelation rein geisteswissenschaftlich-philosophische Fragen wie die nach der menschlichen Willensfreiheit, ja selbst die Frage nach einem göttlichen Welterschöpfer und -erbauer von hier aus beantworten zu können.

Und auch aus dem biologischen Sektor erwachsen entgegengesetzte weltanschauliche Tendenzen. Während weithin im 19. Jahrhundert (und von manchen Seiten auch heute noch) rein mechanisches Denken, das durch den Sieg des Deszendenzgedankens zur Herrschaft gekommen war, nun unbedenklich nicht nur auf das physische, sondern auch auf das seelisch-geistige Sein des Menschen auszudehnen versucht wurde und wird, wird andererseits der philosophisch und methodologisch genau so verfehlte Weg eingeschlagen, vom Seelisch-Geistigen her physische Vorgänge des Lebens, ja sogar von hier aus die Prozesse und Gesetze des anorganischen realen Geschehens

zu erklären: ein Wirrwarr gegensätzlicher weltanschaulicher Motive und Auffassungen, wie er in der Geschichte der abendländischen Kultur in einem solchen Ausmaß wohl noch nie aufgetreten war. Wie verheerend derartige weltanschauliche Grenzüberschreitungen naturwissenschaftlicher Ergebnisse von diktatorischen Regierungen mißbraucht wurden und werden und wie schmerzhaft sie sich kulturell, politisch und wirtschaftlich auswirken können, haben wir ja am Nationalsozialismus und am Bolschewismus zur Genüge erlebt und erleben es noch heute. Der Mißbrauch solcher Ideologien ganz entgegengesetzter Art (beide oft aus den gleichen wissenschaftlichen Ergebnissen abgeleitet) haben unsere, auf dem Boden der geistes- und naturwissenschaftlichen Arbeit früherer Jahrhunderte entstandene abendländische Kultur und unseren scheinbar so fest gefügten Humanismus wieder in eine Barbarei zurückgeworfen, wie wir es für unmöglich gehalten hätten.

Relativismus, Nihilismus, Existentialismus

So ist es aber andererseits zu verstehen, daß auch Geisteswissenschaften und Philosophie immer mehr in einen Relativismus und Nihilismus gerieten und daß im Existentialismus Denker zum Wort kommen konnten, die die ganze jahrhundertlange naturwissenschaftliche Entwicklung und ihre Folgen als etwas für den Menschen höchst Fragwürdiges hinstellen und mit der Behauptung auftreten, daß die Wurzeln dieser Wissenschaften nur aus dem »Willen zur Macht« und dem Streben der »Beherrschung der Natur« herrühren. Es ist das ein Irrtum, eine Verkennung der Antriebe naturwissenschaftlicher Forschung und ihrer geistigen Grundlagen, wie sie nicht einseitiger gedacht werden kann. Nicht die Beherrschung

der Natur, sondern das leidenschaftliche Streben nach Erkenntnis war und ist es noch heute, was die meisten Naturforscher antreibt, ihre ganze Arbeit und ihre ganze Kraft diesem Streben zu widmen, einem Streben, dem mit die schönsten Blüten geistig-menschlichen Bemühens entsprungen sind. Das läßt sich am Leben und Streben fast aller großen Naturforscher aufzeigen, von Galilei bis Max Planck. Das menschliche Erkenntnisstreben und die durch es bewirkten Ergebnisse der Naturwissenschaften, sowie deren Auswirkung in Industrie, Landwirtschaft, Heilkunde und kulturellem Leben sind keineswegs ohne »Existentielle Relevanz« und keineswegs »für den Menschen als solchen ohne Bedeutung«, wie existentialistische Philosophen behaupten.

Aus dem heutigen Wirrwarr der Meinungen, dem heutigen Relativismus und Nihilismus kann in erster Linie die Besinnung auf die geistigen Grundlagen der Naturforschung und ihrer Ergebnisse, sowie der Grenzen, die ihr und ihren Folgerungen von diesen geistigen Grundlagen aus gesteckt sind, herausführen. Sie kann wesentlich dazu beitragen, die Ergebnisse der Naturwissenschaften richtig zu beurteilen und ontologisch-metaphysische Ausdeutungen von naturwissenschaftlicher Seite zu vermeiden. Nur so können übertriebene Folgerungen, seien es solche aus neuen naturwissenschaftlichen Erkenntnissen oder solche aus rationalen geistigen Erwägungen, erkannt und ausgeschaltet werden und auf diese Weise dazu beitragen, die Kluft zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaften wieder zu überbrücken.

Eine richtige philosophische Beurteilung der Ergebnisse der Naturforschung ist nur möglich, wenn man weiß, *wie* diese Ergebnisse zustande gekommen, *wie* sie möglich geworden sind. Dieses Wissen, das Kant bereits in der Kritik der reinen

Vernunft herausgearbeitet und aufgezeigt hatte, war jedoch nicht nur den Naturforschern abhanden gekommen, sondern auch vielen Philosophen. Die Kantische Beantwortung dieser Fragen gilt jedoch im wesentlichen *auch heute noch*. Kant hatte in aller Klarheit gesehen und herausgestellt, daß sowohl die einfache primitive Erfahrung des naiven Menschen, wie alle naturwissenschaftliche Erkenntnis aus zwei Quellen fließen, den sinnlichen Wahrnehmungen und den unserem Denken gegebenen rein geistigen Gesetzmäßigkeiten, den Kategorien. Schon das begriffliche Bewußtwerden einer einfachen Wahrnehmung setzt ein ganzes System von Kategorien voraus, wie Raum und Zeit, Kausalität, Substanz, Quantität, Qualität usw. Auch wer, wie der naive Mensch, nicht zur Erkenntnis der Wirkung der Kategorien, der apriorischen Prinzipien, gelangt, benutzt sie fortgesetzt bei allen Wahrnehmungen und ihrer begrifflichen Formulierung. Sie werden nicht nachträglich durch Abstraktion aus der Erfahrung abgeleitet, wie die reinen Empiristen behaupten, sie sind vielmehr in jeder Erfahrung von Anfang an wirksam. »Die Kategorien sind Gedanken, die gelten, ob sie gedacht werden oder nicht.« Wer aber in philosophischer Einsicht und Besinnung zu ihrem Bewußtwerden, ihrer Erkenntnis und ihrer begrifflichen Formulierung durchdringt, der erkennt zugleich, daß sie für unser Denken *verbindlich*, daß sie *evident* sind. Ohne weitere Begründung sind wir überzeugt, daß ihre Anwendung und Wirkung zu Recht besteht; *ihre Gültigkeit ist uns gewiß*. Trotz dieser unbestreitbaren Geltung der Kategorien ist jede Aussage über das Zustandekommen derselben, jede Begründung dafür unmöglich. Somit enthalten alle Kategorien unerklärbare, irrationale Momente, und so steht am Grunde jeder Erfahrung und Erkenntnis in unserm Subjekt etwas

Unerklärbar-Geistiges, Irrational-Metaphysisches, das nur einfach als Phänomen hingenommen, nicht erklärt werden kann.

Grenze der Anschauung und Erkennbarkeit

Mittels der Denkkategorien können jedoch nur jene Teile der realen Außenwelt, der Gegenstände der Natur, erkannt werden, für die die gleichen Gesetzmäßigkeiten gelten wie für sie. Das heißt: nur soweit die Kategorien des Seins mit den Kategorien des Denkens übereinstimmen, *Seins- und Denkkategorien identisch sind*, kann der reale Gegenstand erkannt werden. Das ist aber niemals der *ganze* Gegenstand. »Die Totalität der Bedingungen eines Gegenstandes ist unendlich und kommt dem Unbedingten gleich.« Die menschliche Erkenntnis hängt aber von bestimmten Bedingungen ab, sie vermag das Unbedingte nicht zu erfassen. Es gibt somit eine *Grenze der Anschauung und Erkennbarkeit*. Erstere ist uns neuerdings in dem Widerspruch der Wellen- und Korpuskelvorstellung optischer und atomarer Erscheinungen in der Quantenphysik eindringlich deutlich geworden. Jeder Gegenstand enthält einen unerkennbaren irrationalen metaphysischen Rest. Neben das Irrational-Metaphysische in unserm Subjekt, die Denkkategorien, tritt hier ein Irrational-Metaphysisches im Objekt, das Problem der Erkenntnisgrenze.

Es besteht also eine übergeordnete gemeinsame Gesetzesphäre für Subjekt und Objekt. Diese ist inhaltlich durch die Reichweite der Denkgesetze, der Denkkategorien bedingt. Nur soweit diese mit dem realen Sein übereinstimmen, ist der Gegenstand erkennbar. In aller Gegenstandserkenntnis wirken sich immer zwei gegenüberstehende Elemente aus: ein apriorisches, unserm Denken gegebenes, und ein aposteriorisches, aus den sinnlichen Eindrücken stammendes. Beide

sind selbständige, autonome Erkenntnisquellen. Erkenntnis ist ein Zweiinstanzensystem, das auf der Wechselwirkung und gegenseitigen Durchdringung der beiden heterogenen Erkenntnisquellen beruht. Rein apriorische und rein aposteriorische Erkenntnisse, Erkenntnisse aus dem Denken allein und aus den Sinneswahrnehmungen allein, sind unmöglich. Erst beide zusammen ergeben wirkliche Erkenntnisse.

Dieses überstandpunktliche Ergebnis der Kantischen Erkenntnistheorie hat der Philosoph Nicolai Hartmann aus dem Kantischen System, dem transzendentalen Idealismus, herausgelöst und durch den Nachweis der irrationalen Momente im Subjekt und Objekt, sowie den Nachweis der Notwendigkeit immer erneuter Prüfung und Formulierung der Kategorien auf Grund neuer naturwissenschaftlicher Erfahrungen und Ergebnisse ergänzt. Kant selbst hat es am klarsten und reinsten in seinem »Obersten Grundsatz aller synthetischen Urteile« zusammengefaßt. Er lautet: »*Die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung sind zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung.*« Weil dieser Grundsatz zu Recht besteht, ist der menschliche Geist imstande, allgemeine wissenschaftliche Urteile zu fällen, auf Grund derer sich die künftigen Einzelfälle voraussagen und berechnen lassen. Wenn ein Astronom den Verlauf einer Planetenbahn im voraus berechnet, dann schreibt diese Rechnung dem Planeten diese Bahn nicht vor, wie der erkenntnistheoretische Idealismus behauptet, »sondern sie schmiegt sich der einen realen Bahn durchaus an«. »Das Rätselhafte ist nur«, sagt Nicolai Hartmann, »daß sie es im voraus kann, ehe der Planet die Bahn durchläuft. Es ist, als gäbe es etwas in der Natur, was auch Mathematik triebe, und zwar dieselbe Mathematik, die der rechnende Verstand treibt.«

Aber diese rätselhafte Übereinstimmung zwischen unserm Denken und dem realen Sein kann nur verstanden werden durch die Annahme, daß die *Gesetze oder Prinzipien des Naturgeschehens dieselben sind wie die des rechnenden Verstandes*, und gerade das sagt Kant in seinem oben zitierten Grundsatz: »Die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt« sind ja die Erkenntnisprinzipien (Kategorien), und diese sind »zugleich Bedingungen der Möglichkeit der Gegenstände der Erfahrung. Das heißt, sie sind zugleich Gegenstandsprinzipien« (Nic. Hartmann). Es ist dieselbe alte Weisheit, von der schon Plato wußte, wenn er sagte, »daß dieselben Ideen der Seele und dem Kosmos innewohnen« und die in dem von Aristoteles überlieferten Satz alter unbekannter Pythagoreer zum Ausdruck kommt: »Die Prinzipien der Zahlen seien die Prinzipien der Dinge.«

Der Weg der Mitte

Jeder Naturforscher und Philosoph sollte sich dieser geistigen Grundlage naturwissenschaftlicher Erkenntnis, sowie zugleich der Grenzen, die derselben gesetzt sind, bewußt bleiben. Nur wer das Wissen des Wissens, das Wissen um das Zustandekommen der Erkenntnis und zugleich das »Wissen des Nichtwissens«, das Wissen der Grenzen, die der menschlichen Erkenntnis gesetzt sind, besitzt, ist gefeit davor, die Grenzen natur- wie geisteswissenschaftlicher Erkenntnis zu überschreiten und unbewiesene und unbeweisbare antologisch-metaphysische Folgerungen daraus zu ziehen. Er weiß, daß dies zu jener faulen Metaphysik führt, die Kant so scharf gegeißelt und abgelehnt hat. Er weiß, daß es Probleme gibt, wie die der Ethik, Willensfreiheit und Religion, die anderen Seiten menschlichen Seins zugehören und nur diesen zugänglich,

dagegen der Domäne der Naturwissenschaften entzogen sind. Die Fehler der rein empiristischen Naturforscher und Philosophen beruhen darauf, daß sie die Reichweite der sinnlichen Erfahrung, der aposteriorischen Erkenntnis, überschätzen, weltanschauliche Folgerungen daraus ziehen und somit die ihr gesetzten Grenzen überschreiten. Die Fehler des idealistischen, rationalistischen Philosophierens beruhen dagegen auf einer Überschätzung der menschlichen Vernunft und dem Überschreiten der dieser gesetzten Grenzen. Nur wer den Weg der Mitte geht, wird die Abwege nach beiden Seiten vermeiden. Nur auf dem Weg der Mitte werden die auf beiden extremen Seiten auftauchenden Mißverständnisse und Grenzüberschreitungen erkannt und vermieden.

Daß der Materialismus, der im 19. Jahrhundert sich so stark ausgewirkt hat, eine derartig unberechtigte Grenzüberschreitung bedeutet, wird heute in Kreisen der Naturforscher der westlichen Welt wohl allgemein anerkannt. Hat doch die Materie selbst, die von ihm als Grundlage dieser ganzen Weltanschauung angenommen wurde, durch die moderne Physik ihr materielles Substrat verloren, nachdem die Atome in rein dynamische Prozeßzustände nicht mehr materiell faßbarer Elemente sich aufgelöst haben. Dagegen ist eine positivistische Auffassung der Welt auch heute noch weit verbreitet. Zwar ist der alte rein sensualistische Positivismus eines Hume und Mach von dem heutigen logischen Positivismus überwunden und preisgegeben. Dieser Neopositivismus hat eingesehen, daß man aus einer regelmäßigen Aufeinanderfolge von Sinnesempfindungen und Sinneswahrnehmungen keine Wissenschaft aufbauen kann und hat wieder geistige Grundlagen in Form des logischen Denkens an die Basis gestellt. Aber auch das reicht nicht aus zur Begründung echt wissenschaftlicher

Wahrheiten und Gesetzmäßigkeiten. Und so kommt es, daß im Positivismus weithin konventionalistische Auffassungen vom Wesen naturwissenschaftlicher Gesetzmäßigkeiten sich breit machen und die Meinung vertreten wird, daß es für gewisse Tatbestände nicht nur eine, sondern zwei und mehr gleichwertige Theorien und Gesetzmäßigkeiten geben könnte. So kommen auch sie nicht zur Einsicht, daß noch wesentlich andere kategoriale Momente zum Aufbau wissenschaftlicher Erkenntnisse und Gesetze mitwirken. Diese bewirken, daß beim Vorliegen zweier scheinbar gleichwertiger Theorien über kurz oder lang nur eine übrigbleibt oder die richtigen Elemente beider in einer höheren, einheitlichen Gesetzmäßigkeit aufgehen. Ein Vergleich mit den großen neuen biologischen Gesetzmäßigkeiten, wie der Gen-Theorie der Vererbung, zeigt zudem, daß bei letzteren nur eine einzige Theorie von Anfang der experimentellen Forschung an Geltung beanspruchen und bewiesen werden konnte, und so ist es auch bei vielen physikalischen Theorien. Wenn bei physikalischen Gesetzmäßigkeiten zunächst mehrere, gleichwertige Theorien nebeneinander bestehen, so ist das meist nur dort der Fall, wo diese Gesetzmäßigkeiten in rein mathematischer symbolhafter Form vorliegen und eine ontologisch anschauliche Fassung dieser Gesetzmäßigkeiten überhaupt nicht möglich ist oder, wenn sie versucht wird, bereits eine metaphysische Grenzüberschreitung bedeutet.

Die Scheu und die Abneigung vieler Naturforscher vor der Anerkennung kategorialer geistiger Prinzipien beim Aufbau der Theorien und Gesetze ist vielfach darauf zurückzuführen, daß sie die Kategorien mit der starren, rationalen Kategorien-tafel Kants identifizieren, die dem menschlichen Geist irgendwie von Anfang an eingeboren seien, völlig unabhängig von

aller empirischen wissenschaftlichen Erfahrung. Das ist aber ein Kategorienbegriff, wie ihn schon der Neukantianismus eines A. Riehl und H. Cohen überwunden hatte und erst recht die Kategorieanalysen Nicolai Hartmanns. Man kann nicht, wie noch Kant und seine idealistischen Nachfolger das getan haben, die Kategorien rein rational deduktiv ableiten. Sie lassen sich erst in und durch die Erfahrung sichtbar machen.

Aber auch die revidierte Kant'sche Lösung, die Nicolai Hartmann im Sinne von Kants oberstem Grundsatz gegeben hat, ist keine Lösung für alle Zeiten. Nicolai Hartmann hat immer darauf hingewiesen, daß man scharf zwischen Geltung der Kategorien und ihrer Erkenntnis und Formulierung unterscheiden muß. Die Frage nach den geisteswissenschaftlichen Grundlagen und den Grenzen der Naturforschung muß immer wieder neu aufgeworfen werden. Eine solche fortgesetzte Auseinandersetzung zwischen Philosophie und Naturwissenschaft betrifft nicht nur die Formulierung der naturwissenschaftlichen Ergebnisse und die Folgerungen aus ihnen, sondern auch die Formulierungen und näheren Präzisierungen der kategorialen geistigen Prinzipien der Naturforschung. Denn wenn auch alles Handeln und Denken, nicht nur des Naturforschers, sondern auch jedes naiven Menschen, kategorial mitbedingt ist, so ist doch die eigentliche Formulierung der Denkkategorien nicht eine einmalige Angelegenheit eines Denkers, wie noch Kant gemeint hat, sondern, wie jede wissenschaftliche Forschung, eine unendliche Aufgabe, die bei jedem Fortschritt — und jede sogenannte Krise bedeutet fast immer einen großen Fortschritt — neu gestellt und neu gelöst werden muß.

Das läßt sich an der Kategorie der Kausalität, der tragenden Kategorie aller Naturforschung, leicht zeigen. Sie besagt, daß

die Reihe der Zustände im Prozeß — und alle Zustände in der Welt des Anorganischen wie Organischen lösen sich nach den neuen Ergebnissen in Prozesse auf — nicht beliebig aufeinander folgt, sondern in bestimmter Reihenfolge ein Zustand vom anderen abhängig ist bzw. einer den andern »hervorbringt«. Der frühere Zustand ist die Ursache, der spätere die Wirkung. Das Kausalprinzip ist daher mit Kant die apriorische Voraussetzung des Geschehens. Es hat nach ihm die allgemeine Form: »Jede Veränderung setzt eine Ursache voraus, auf die sie nach einer Regel erfolgt.« Das Auffinden der damit postulierten Regeln und Naturgesetze ist die Aufgabe der Naturwissenschaft.

Das hatte schon Galilei klar gesehen und zur Grundlage seiner exakten kausalanalytischen Methode gemacht. Aber zugleich hat er damit die mathematische Fassung dieser Naturgesetze verbunden und damit die Vorausberechenbarkeit des ihnen folgenden Naturgeschehens ermöglicht. Damit waren aber von ihm von vornherein aposteriorische, aus der Erfahrung stammende Momente mit dem apriorischen, kategorialen Prinzip verbunden worden und somit das Prinzip überspitzt und teilweise seines kategorialen Charakters entkleidet. Es ist erstaunlich, daß 300 Jahre lang dieser überspitzte, belastete Kategorienbegriff sich in der Physik bewährt hat und erst in der modernen Quanten- und Atomphysik es zu Unstimmigkeiten kam. Denn nach der Heisenberg'schen Unsicherheitsrelation ist ein streng kausal bestimmter Ablauf der elementaren Einzelprozesse im Gebiet der Atome prinzipiell nicht feststellbar. Da aber gerade die Physik bis in unser Jahrhundert hinein in immer stärkerem Grade die strenge Determinierbarkeit und Vorausberechenbarkeit als das wesentlichste Merkmal des Kausalprinzips angenommen und ihren Formulierungen zugrunde gelegt hatte, so kam man zu

der völlig mißverständlichen Aussage, daß in der Quantenphysik, im Gebiet der Atome, das Geschehen »akausal« verlaufe, eine gewisse Freiheit herrsche. Wenn man aber die Kausalität von diesen überspitzten Formulierungen befreit, dann fallen alle diese Widersprüche und Mißverständnisse weg und es läßt sich zeigen, daß die moderne Quantenphysik und auch die Heisenberg'sche Unsicherheitsrelation nur durch die strengste Anwendung der Kausalität als kategoriales Prinzip gewonnen worden sind und gewonnen werden konnten.

In der Atomphysik ist eine kausale Aufklärung der Einzelprozesse, die den statistischen Gesetzen zugrunde liegen, im Gegensatz zu den statistischen Gesetzen der Thermodynamik zur Zeit unmöglich. Ob je die atomaren Elementarvorgänge der statistischen Quantengesetze, wie die Einzelprozesse bei der statistischen Thermodynamik einmal kausal verstanden und erklärt werden können, kann heute nicht entschieden werden. Der Fall liegt hier möglicherweise anders, aber das kann an dem jetzigen Stand der Forschung liegen, und mit einem endgültigen Urteil sollte man daher vorerst zurückhaltend sein.

Durch seelisch-geistiges Sein überbaut

Daß die mathematische Fassung und die Vorausberechenbarkeit nicht zum Wesen des kategorialen Kausalprinzips und einer Kausalgesetzlichkeit gehören, läßt sich wieder deutlich bei einem Vergleich mit der Gen-Theorie der Vererbung aufzeigen. Diese große biologische Gesetzlichkeit gilt von den Bakterien bis zu den Säugetieren, inklusive des Menschen, also ganz allgemein für alle Lebewesen. Nach ihrer Bedeutung und ihrem Umfang steht sie einem großen allgemeinen physikalischen Gesetz ebenbürtig zur Seite. Von Physik, Mathematik und Vorausberechenbarkeit ist aber in ihrer

Fassung keine Rede. Zwar verlaufen die Vererbungserscheinungen nach bestimmten statistischen Gesetzen, den Mendel-Regeln. Aber diese statistischen Regeln sind nur die zahlenmäßigen statistischen Formulierungen der Vererbungsphänomene, die auf Grund der Vererbungsgesetze erfolgen. Ihre Erklärung, und zwar ihre streng kausale Erklärung, finden aber diese statistischen Phänomene durch das Verhalten der Chromosomen bei der Zellteilung, den Reduktionsteilungen und der Befruchtung der Geschlechtszellen, also rein qualitativer, phänomenaler Abläufe.

Da die Vererbungsgesetze auch für die physischen Grundlagen seelisch-geistiger Eigenschaften des Menschen gelten, wie das besonders deutlich für die Vererbung musikalischer und mathematischer Begabungen nachgewiesen ist, könnte die Meinung entstehen, daß auf diese Weise wieder ein Mechanismus oder gar Materialismus auftauche. Aber das ist durchaus nicht der Fall. Man muß nur strikt daran festhalten, daß zur Erforschung der physischen, materiellen Seite des Menschen nur die gleichen kausalanalytischen Methoden in Anwendung gebracht werden können wie in der Welt des Anorganischen. Andere Erkenntnismethoden sind für die raum-zeitliche physische Welt dem Menschen eben nicht gegeben.

Aber wir Menschen sind nicht nur rein physische, materielle Gebilde, sondern in uns geben sich noch andere Seinsarten zu erkennen, seelische und geistige. Welch entscheidende Rolle diesen geistigen Fähigkeiten des Menschen für die Gewinnung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse zukommt, ist an früherer Stelle meines Vortrages wohl zur Genüge einsichtig geworden. Sie bedeuten für uns ebenso volle Wirklichkeit wie das reale gegenständliche Sein. Nach der Schichtenlehre Nicolai Hartmanns werden die Schichten alles raum-zeitlich materiellen

Seins durch seelisch-geistiges Sein überbaut und überformt. Letzteres ist aber ein inneres, zwar auch zeitlich sich abspielendes, aber nicht räumliches, nicht materielles Sein. Es kann daher nicht mit den nur für das äußere-raumzeitlich-materielle Geschehen geltenden Methoden erkannt werden, ist aber introspektiv uns zugänglich. Es war der große Irrtum des materialistischen Denkens des vorigen Jahrhunderts, in seiner philosophischen Unbeschwertheit und Unbesonnenheit nicht erkannt zu haben, daß es unmöglich ist, vom physischen realen Sein aus jenes nicht-materielle, seelisch-geistige Sein erklären zu wollen. Aber ebenso abwegig ist es umgekehrt, vom Psychisch-Geistigen aus physiologische Vorgänge des Lebens, ja sogar die Vorgänge des anorganischen Geschehens erklären zu wollen, wie das heute vielfach geschieht. Die zwischen Physisch-Geistigem bestehende Schichtengrenze ist eine absolute, unübersteigliche. Hier klafft ein völliger »hiatus irrationalis«. Die Tatsache des einheitlichen psycho-physischen Wesens des Menschen ist eben eine durchaus metaphysische, irrationale Tatsache.

Der Mensch frei schöpferisches Wesen

Durch das seelisch-geistige Sein im menschlichen »Bewußtsein« erhebt sich der Mensch weit über alles tierische Sein, so eng er auch physisch mit ihm verbunden ist. Selbst die Vererbungsgesetze verlieren dadurch für den Menschen die überragende, alles beherrschende Stellung, die ihnen bei Tieren und Pflanzen zukommt. Tiere und Pflanzen sind genetisch weitgehend eingebaut in ihre Umwelt und können nur in geringem Maße sich Veränderungen anpassen. Der Mensch ist weitgehend unabhängig von seiner Umwelt; er ist das weltoffene und frei schöpferische Wesen. Die ganze kulturelle und soziale Umwelt, in die der Mensch hineingeboren wird und

die seine Entwicklung und menschliche Persönlichkeit weitgehend mitbestimmt, ist vom Menschen selbst geschaffen. Daher spielt im Menschenleben Tradition und Erziehung im Gegensatz zu dem erbgebundenen Tier eine so ungeheure, nicht weniger bedeutungsvolle und weniger zu berücksichtigende Rolle wie die Erbfaktoren, die Gene.

Können doch, wie neuere Fälle gezeigt haben, selbst aus ein-eigen erbgleichen Zwillingen, die in derselben einfachen Umwelt aufgewachsen sind, verschiedene menschliche Persönlichkeiten werden. Wegen dieser rein geistigen schöpferischen Tätigkeit des Menschen, auf der, wie wir sahen, auch alle Wissenschaft beruht, ist von vornherein allen rein mechanistischen oder gar materialistischen Auffassungen vom Wesen und Sein des Menschen der Boden entzogen. Aber der Mensch ist nicht nur ein geistig-intellektuelles, sondern auch ein geistig-sittliches Wesen. Als solches wird er verantwortlich für sein Tun und Handeln und somit auch für den Gebrauch, den er von seiner Erkenntnis und Wissenschaft macht.

Die These des Existentialismus: Erkenntnis und Wissenschaft seien zweifelhaft geworden und der Mensch vor das Nichts gestellt, ist falsch. Nur das Handeln des Menschen ist fragwürdig geworden. Er ist vor die Verantwortung für sein Handeln gestellt. Er muß sein Handeln in sittlichem Bewußtsein danach einrichten, daß die großen Güter der Wissenschaft, diese wertvollen Blüten menschlichen Geistes, die uns durch unsere Erkenntnisfähigkeit ermöglicht sind, nicht mißbraucht werden. Den Menschen muß wieder eingehämmert werden, daß sie selbst die Verantwortung zu tragen haben. Die Völker und die verschiedenen Gesellschaftsschichten müssen die sittliche Haltung aufbringen, damit Wissenschaft nicht zum Unheil und Verderben, sondern zum Segen der Menschheit gereicht.

ÖFFENTLICHE SITZUNG DES
ORDENSKAPITELS

1954

REDEN UND GEDENKWORTE

WILHELM FURTWÄNGLER

25. 1. 1886 — 30. 11. 1954



W. H. F. D. M. J. S.

Gedenkworte für

WILHELM FURTWÄNGLER

von

Paul Hindemith

Wir haben uns angewöhnt, Perioden der Musikgeschichte in Personen, in Musikern verkörpert zu sehen. Wir halten sie für die typischen Vertreter ihrer Kunst und ihrer Zeit, obwohl sie doch ebenso vom Verlauf der Geschichte getrieben wurden wie sie die Geschichte vorantreiben halfen. Die frühen burgundischen und niederländischen Musiker sind uns zwar, trotz ihrer uns geläufigen Namen und ihrer uns erneut geläufig gewordenen Musik höchster Schönheit, mehr als koordinierte Einzelteile eines großen Ablaufs im Bewußtsein. Später aber gewinnen die Personen an Profil: Palestrina drückt fast einem Jahrhundert den Stempel seines Wesens auf, und erst allmählich hat man seinen Zeitgenossen Gabrieli und Lassus gleichwertige Plätze eingeräumt. Monteverdi ist uns zur Hauptfigur einer der wichtigsten musikalischen Entwicklungsphasen

geworden. Bach und Händel sind es von jeher gewesen, obwohl ja gerade Bach seinen eigenen Zeitgenossen als ein etwas aus der Mode gekommener Bewahrer erschienen war. In der Zeit der Wiener Klassik sind es auch noch immer die Komponisten, die uns als die vollkommenen Personifizierungen aller musikalischen Bestrebungen ihrer Zeit erscheinen. Erst im letztvergangenen Jahrhundert ändert — oder erweitert — sich die Betrachtung um einiges. Zu den Komponisten gesellen sich als Teilhaber des musikalischen Welt Ruhms nun die Virtuosen. Neben Schumann, Wagner, Verdi und Brahms nehmen Paganini und Liszt einen großen Teil der öffentlichen Bewunderung für sich in Anspruch, und es ist auch in jener Zeit, daß zum erstenmal ein Dirigent — Hans von Bülow — in die vorderste Reihe des Musikerruhms rückt. Einen Teil dieser Entwicklung des Verteilens von Ruhm und Ehren an alle Gattungen von Musikern, nicht nur die Schöpferischen, haben wir alle miterlebt.

Würde man nach einigen Jahrzehnten auf das Musikleben unserer Zeit zurückblicken, soweit es sich noch in einigermaßen traditionsgebundenen Bahnen bewegte, also auf die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen, so wäre es wohl kaum ein Komponist, der uns als typischer Musiker der Zeit auffiele. Entweder redete seine Sprache absichtlich zu Wenigen, wie die Debussys, oder er verspann sich in Feinheiten persönlichen Ausdrucks — wie Pfitzner — denen viele nicht folgen wollten, oder er hatte, wie Strauß, zu viel laute Erfolge, um noch Werke der Stille und Tiefe schaffen zu können. Reger war schon tot. Und was heute in der Komposition Gestalt und Wert hat, war damals erst auf dem Wege, sich fertigzugestalten und seinen Wert zu erwerben.

So bleibt denn unter allen Musikern ein Mann, der sich schon früh — schon gleich nach dem ersten Weltkrieg — bewährte,

der die Zerstörung aller Kunst in Deutschland überstand, und der selbst nach dem zweiten Kriege sich wieder zur repräsentativen Figur der deutschen Musik, ja vielleicht seiner ganzen Generation, aufschwang: Wilhelm Furtwängler.

Was ihn vor allen anderen auszeichnete, war sicherlich nicht nur sein Musikertum — viele begabte Dirigenten hat es seit Bülows Zeiten gegeben, und an bloßer Musizierkunst war vielleicht keiner dem unvergessenen Nikisch gleichzusetzen. Was unserem Freund besonders eigen war, ist die unsägliche Lauterkeit, mit der er musizierte, eine Lauterkeit Brucknerscher Art. Selbst seine Kritiker und Neider wußten, daß im Augenblick, wo er den Taktstock hob, nur noch die Seele der Musik auf uns wirkte — durch ihn, ihr Medium, durch das sie in überzeugendster Form selbst zu dem sprach, der sich ein Tempo, eine Ausdrucksbewegung, einen strukturellen Ablauf anders vorgestellt hatte.

Wir alle kennen die besessenen Musikanten, die alle Hindernisse im Sturm nehmen; wir kennen die betäubenden Techniker der Taste, Stimme, Saite und des Pultes; wir kennen die Mystiker, die uns jeden Harmonieschritt von der Tonika zur Dominante als göttliche Offenbarung zu servieren wissen; wir kennen die ewig Unrastigen, die Musik machen, nur ja keine Sekunde ihres Daseins unausgefüllt zu lassen, und wir kennen die konjunkturausnutzenden Streber. Er war nichts von alledem.

Er besaß das große Geheimnis der Proportion. Wie er Phrasen, Themen, Teile, Sätze, ganze Symphonien und Programme als kunstvolle Einheiten darzustellen verstand, so war sein ganzes Musikerdasein von diesem Sinn für das Ebenmaß geleitet. Ich lernte ihn früh kennen, schon 1919, und wenn er mir

damals in freundschaftlichen Gesprächen warnend abriet, mich in kompositorische Experimente (oder das, was er damals dafür hielt) einzulassen, so ahnte ich doch schon diesen Sinn für die Proportionen von Kompositionen und Aufführungsmöglichkeiten, der mir später noch oft zugute gekommen ist, auch wenn ich hie und da geneigt war, als Kapellmeisterpraktik anzusehen, was in Wirklichkeit ernste Sorge um die Entwicklung der Musik war. Diese selbe Sorge, dieser selbe Sinn für Proportion ließ ihn dann für gerechte Behandlung unterdrückter Musiker in der Hitlerzeit kämpfen, noch zu einer Zeit, als jeder die Aussichtslosigkeit solcher Kämpfe einsah und er in Gefahr war, sich in die Rolle eines Don Quichote hineinzuspielen. Dieser selbe Sinn für die Proportion muß es gewesen sein, der ihn sich immer wieder dem zwar äußerlich erfolgreichen, aber doch sehr nach augenblicklicher Wirkung strebenden Beruf des Kapellmeisters in die Arme werfen, statt sich ganz dem eindringlicheren und nachhaltigeren Komponieren zu ergeben — der ihn schließlich noch auf's Podium jagte, als er durch Krankheit und Mattigkeit schon stark gehindert war.

In einer Zeit wie der heutigen, die das von ihm in schönster und wahrster Weise demonstrierte Erleben des sinnvoll Abgemessenen in der schaffenden und nachschaffenden Musik so gut wie verloren hat, hat er sich wie ein starker Deich bewährt — nicht wie die so oft zu ihren Lebzeiten schon abgestorbenen Traditionshüter, die ein herankommendes Neues nur als Untergang verstehen können, sondern mit seinem aus realster praktischer Erfahrung und seltenstem Idealismus gemischten Musikertum, das tatsächlich stark genug war, sich dem Abgleiten entgegenzustemmen.

Die Musik unserer Zeit geht den Weg aus der Tradition in die Ratlosigkeit. Alle Werte sind ins Schwanken geraten, nur die

Sensation scheint oberstes Ziel aller zu sein. Ruhiges Lernen und Ausreifen gibt es für den Musiker nicht mehr, so wenig wie Bildung und Selbstbewußtsein unter den Hörern. Kompositionen, Virtuosen, Aufführungsstile, Überzeugungen — alles das wechselt schneller als die Hutmode. Als allerneueste Modeströmung scheint sogar schon hie und da die Ansicht durchzubrechen, daß es so nicht mehr weitergehe.

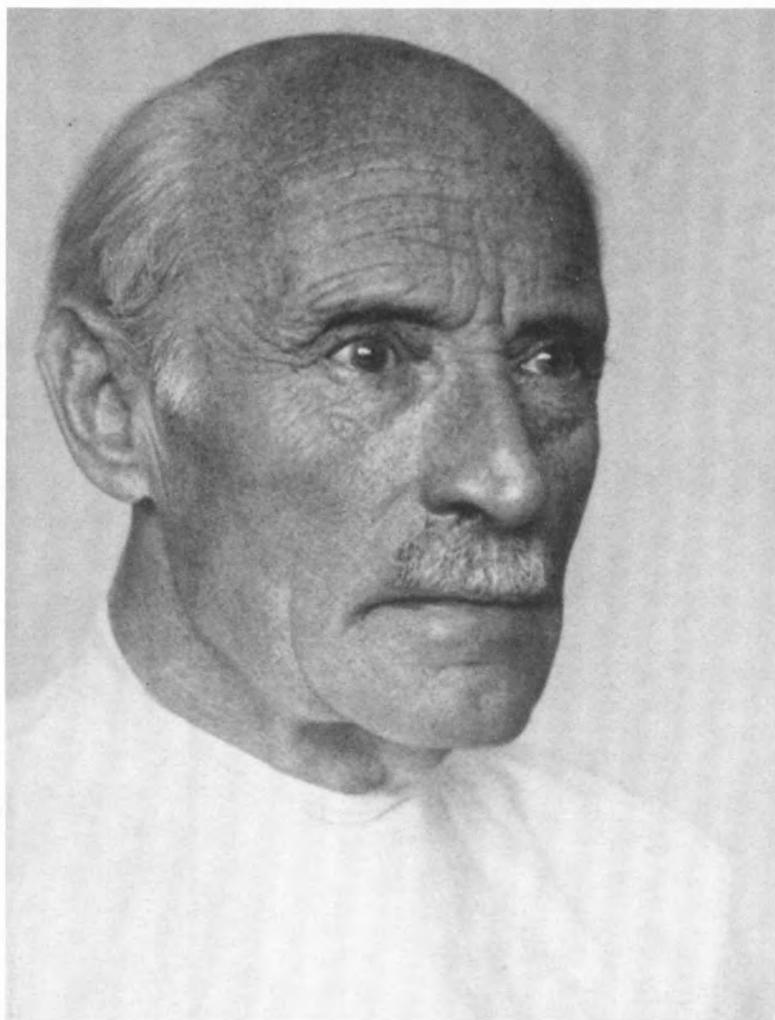
Vielleicht könnte selbst ein Mann mit Furtwänglers Lauterkeit und seinem erwähnten Sinn für Proportion so wenig dem allgemeinen Abgleiten Einhalt bieten wie er gegen die braune Kunstzerstörungswut etwas ausrichtete. Aber man erinnert sich, wie damals seine Standhaftigkeit allen Verzweifelnden neue Hoffnung gab und wie sein Beispiel schließlich wirksamer war als aller entfesselter Wahnsinn der Gewalthaber und ihn kraft seiner Richtigkeit überdauert hat. Er war zum Maß geworden, nach dem sich alle Musik bewußt oder unbewußt ausrichtete, ein Maß, das uns heute fehlt; das, wenn wir es noch hätten, Umwege und Auswüchse ersparen würde. Wir haben erlebt, daß der lautere Sinn für das Wohlabgemessene stärker ist als andere Triebkräfte in der Musik; wir haben den Magier, der das vollbracht hatte, mit uns wandeln sehen und haben ihn geliebt.

Das gibt uns ein Recht zu sagen: Du fehlst uns. Deine Kraft des Verstehens, Einordnens und Darbietens in Schönheit ist uns abhanden gekommen, und inmitten aller Vielfalt, die uns umgibt, sind wir als Verarmte allen geblieben. Arm auch, weil wir bei ihm ja nur sahen, wie ein Mensch in seinem Handwerk groß, ja unübertrefflich war, aber doch übersahen, wie dieses Handwerk nur wie ein Mantel fast zufällig ihn umhing. Was ihn trieb, war mehr. Es war ein tiefer Glaube an die fundamentale Wahrheit des Schönen, mit dem er musika-

liche Erlebnisse in religiöse Erkenntnisse umzugestalten verstand; und wer das kann, ist mehr als ein Dirigent, mehr als ein Komponist und mehr als ein Pianist, er ist einfach ein wahrhaft großer Musiker und Mensch. In dieser Form seines Daseins berührt er sich eng mit den mittelalterlichen Meistern, die ihre Kunst immer *ad maiorem Dei gloriam* ausübten, und in diesem Sinne wird sein Vorbild immer in uns weiterleben, um uns auch fernerhin die Musik als eine wahre *scientia bene modulandi* immer wieder neu erschaffbar, erkennbar und erlebbar zu machen.

KARL HOFER

11. 10. 1878 — 3. 4. 1955



Karl Hofer

Gedenkworte für

KARL HOFER

von

Gerhard Marcks

(gesprochen von Paul Schmitthenner)

Eine Würdigung der Persönlichkeit und des Werkes von Karl Hofer traue ich mir nicht zu. Doch treibt mich Pflicht wie Neigung, das Bild des langjährigen Kollegen und verehrten Freundes vor Ihnen erstehen zu lassen. Je mehr man über diesen außerordentlichen Menschen nachdenkt, desto deutlicher wird einem, daß die Lücke, die sein Tod gerissen hat, kaum ausgefüllt werden dürfte. Denn, wer in Deutschland könnte sich rühmen, zu großen künstlerischen Gaben noch die Fähigkeit des Herrschens und Ordnen zu besitzen, die ihm in dem Dienste an der Kollegenschaft des Künstlerbundes und in der Sorge um die Jungen, als Direktor der Berliner Akademie, zur Verfügung standen. Nicht zu vergessen sein

geläuterter Kunstverstand und die bei bildenden Künstlern sel-
tene Lust zum Wort, die wir aus zahlreichen Reden und Auf-
sätzen noch jüngsten Datums und vor allem aus seiner Auto-
biographie kennen. Alles, was ich hier über Karl Hofer,
Hofers Wollen und Wirken zu sagen hätte, steht schon mit der
sachlichen Offenheit eines großen Charakters ausgesprochen
in seinem Bekenntnis. Auch dem, der kein Organ für die Bil-
dende Kunst hat, muß diese Schrift zur Erbauung gereichen.
Die rückhaltlose Ergebung an die große Sache und der
männliche Wille zur Selbsterkenntnis, sie sprechen nicht zum
Spezialisten, sondern zum Menschen. Unbedingte Ehrlichkeit
in jedem Pinselstrich macht sein Werk verehrungswürdig,
auch wo man vielleicht mit dem Ergebnis des Müehens nicht
in allem übereinstimmen kann. Eine gewisse Schwermut als
Folge des harten Loses, das die böse Fee dem Frühwaisen in
die Wiege gelegt hatte, die aber in späteren Jahren mit der
Erkenntnis unseres unseligen Jahrhunderts sich zur Welt-
untergangsstimmung steigerte, verdüstert das hinterlassene
Bild. Nach den lichter Jahren der Selbstfindung als Maler
vor dem ersten Weltkrieg tritt bald, aber zuerst noch in An-
mut gehüllte Trauer in Erscheinung. In der südlich-heiteren
Welt des Tessin, die ihm durch seinen Freund Oskar
Reinhardt(?) erschlossen wurde, scheint er zeitweise die
elastische Heiterkeit der Franzosen zu erlangen. Aber bald zeigt
sich bei ihm die ewige deutsche Todesnähe. Die Farben wer-
den zugleich düsterer und greller, der Irrsinn des europäischen
Selbstmordes gibt ihm die makabren Visionen höllischer
Karnevalsszenen Swedenborg'scher Dämonen ein. Die ‚bonne
peinture‘, sie geht dahin, wer wollte darum nicht trauern!
Aber sie wird geopfert auf dem Altar des asketischen Willens
zur Wahrheit, und die Wahrheit läßt dem Künstler keine

Hoffnung. Doch, eine! Die Kunst. Alle Aspekte könnten uns gleichgültig sein, wenn aus ihnen nicht Bausteine geworden wären für eine Kunst, die sich selbst genug ist und die nicht mit dem Gehirn, sondern mit den Augen erlebt und nacherlebt werden will. Aus der hellsichtigen Resignation ist dennoch ein Trost erwachsen, aus Dissonanzen eine Harmonie.

REDE VON
RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

FRIEDRICH VON SCHILLER

Meine hochverehrten Anwesenden!

In einer seiner kleineren Abhandlungen sagt Schiller, der gelehrte Vortrag dürfe den Charakter des Zerstückelten tragen, die Rede dagegen müsse ein Ganzes darbieten. — Demnach läge mir ob, meinen Hörern innerhalb gezählter Minuten das geschlossene, das einheitliche Bild einer großen Persönlichkeit zu vermitteln und sie nicht etwa mit »disjecti membra poetae«, »Gliedmaßen des in Stücke gerissenen Dichters« abzuspeisen. Freilich, es gibt innerhalb der gesamten Dichtung nur wenige Erscheinungen gleich hohen Ranges, deren überlieferte Gestalt sich mit solcher Deutlichkeit als das Eigentum eines Einzigen von allen andern abheben würde. — Vom ersten stammelnden Beginn bis zum letzten Verhallen: es bleibt die unverkennbare Stimme, es bleibt die unentwegte Kühnheit des Aufschwungs in Ätherhöhen und Ätherfernen, aus denen uns Schillers Botschaft zurückkehrt als Wort dessen, von dem der Epilog zur Glocke sagt:

Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine

Nun, eben dies in jedem Sinn Ungemeine der Schillerschen Dichtung gibt — und ich bitte das jetzt nicht im Sinn einer Anzweiflung oder Herabsetzung verstehen zu wollen — ihrem Botenwort mitunter sein Befremdliches. Zwar treffen die fast immer aus der Vogelschau gewonnenen Verdikte jedesmal in ein Zentrum, aber sie treffen nicht jedesmal ins Sensorium eingestandener oder uneingestandener Gefühligkeiten. — Ich kann mir den Leser denken, den solcher Anruf »von oben« mit der Kühle des Höhenwinds berührt.

Schiller selbst war der letzte, sich nicht Rechenschaft zu geben über eine Eigentümlichkeit seines dichterischen Worts, in der er zugleich eine seiner besonderen Berufung empfand. — Nicht ohne Grund hat er auf die Schwelle der von ihm getroffenen Auswahl seiner Gedichte als Türhüterin die tief-symbolische Gestalt des »Mädchens aus der Fremde« gestellt. — Wohl wußte er und hat es ausgesprochen, daß der Dichter aus dem kindlichen Alter der Welt komme, wohl hat er einmal im prägnanten Sinn die Dichtkunst eine fromme Schäferin genannt. Aber die Hand, die sie dem Menschen reicht, war ihm eine »Götterrechte«, ihr Weg der Flug zu den »ewigen Sternen«. So gilt auch von dem »Mädchen schön und wunderbar« ein Zwiefaches:

Beseligend war ihre Nähe
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Da ich am Zitieren bin, lassen Sie mich gleich noch eines locus classicus der Schillerschen Selbstaussage gedenken. Wir finden ihn in den Schlußzeilen der Elegie »Das Glück«.

Man zitiert mit dem Blick auf Goethe gern das vorletzte Distichon:

Jede irdische Venus ersteht wie die erste des Himmels,
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer.

Der Vers ist einer der schönsten unsrer Sprache. Aber in ihm ist noch nicht das ganze Glück des Glücklichen ausgesprochen, des Dichters, dem es beschieden ist, im Moment des überspringenden Funkens aus Unseligen Selige zu machen, erhoben in das, was ein ganz anderer von ganz anderen Voraussetzungen her genannt hat: »Freiheit der Kinder Gottes«. — Das besorgt erst das letzte Verspaar des vielleicht programmatischsten unter Schillers programmatischen Gedichten:

Wie die erste Minerva, so tritt, mit der Aegis gerüstet,
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts.

Höher hinauf geht es kaum. Und auf dieser Höhe sieht der Dichter sich selbst neben dem, um dessen Nachbarschaft er seit den Tagen der »Räuber« gerungen. Zugleich aber erscheint er als ein ganz Eigener, ganz auf sich selbst Gestellter; denn der Donner und die Aegis gehören zu Schiller ebenso wie der lichte, der — von oben her — erleuchtete Gedanke.

Der Versuch einer Vorschau auf das einheitliche Bild des großen Mannes hat uns zu einer Aussage geführt, die ihre Problematik von ihren Ausgangspunkten her — und wäre es nur mit den Künsten des Konzertmalers — zu entwickeln hat. Von den *disjecti membra poetae* war die Rede. Da ist es mir schon beim Gedanken an Schillers Leserschaft aufs Herz gefallen, wie gefährlich nahe jenes Wort von dem zerstückelten, dem portionsweise dargebotenen und hingenommenen Dichter unserm Gespräch sei.

Ich darf annehmen, daß niemand in diesen Saal gekommen ist in der Erwartung, etwas völlig Neues zu vernehmen. In jedem von Ihnen darf ich einen Kenner unsres Dichters vermuten, der ein eigenes Urteil mitbringt in Lob oder Tadel, in Aneignung oder Verwerfung. Soviel Köpfe, soviel Sinne, das Wort trifft angesichts unsres Gegenstandes auf uns alle zu. — Unsre gemeinsame Bemühung hätte demnach der Gewinnung des Punktes — oder sagen wir besser eines Punktes, denn es mag ihrer mehrere geben — zu gelten, auf dem hundert Verschiedenheiten der Meinung und des Anteils sich zusammenfänden in einem Ergebnis, dessen Einheit für uns alle verbindlich wäre.

Ich verhehle mir nicht die Schwierigkeit. Sie liegt vor allem nun doch im Wesen und in der Person des Dichters selbst. — Hier tritt mir noch einmal die Gestalt seiner Minerva vor die Seele. Sie offenbart sich dreifach, als Göttin der Kunst, sensu eminentiori der Dichtkunst, als Göttin des Krieges und als die Trägerin dessen, das in unserm Vers »Gedanke des Lichts« genannt wird, wozu ein anderes Gedicht, »Die Gunst des Augenblicks«, den Kommentar liefert:

Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur
Jedes Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur.

Wir dürfen hier von dem Moment des Kriegerischen absehen, obwohl es für das Bild unsres Dichters seine eigentümliche und strenge Bedeutung hat. Halten wir uns an die beiden andern Signaturen, die des Dichters und die des Denkers.

Beide dünken auf den ersten Blick unvereinbar, die synthetisch-kreative des Dichters und die analytisch-darlegende des

Denkers. Schiller selbst hat das des öfteren mit bitterer Klarheit, ja mit Angst um das eigene Seelenheil empfunden und ausgesprochen. Unüberbrückbar hat er die Kluft mehr als einmal genannt. — Ich selber fühle mich versucht, angesichts ihrer mich des Bildes der »coincidentia oppositorum« zu bedienen, unter dem Nicolaus von Cues die Vorstellung des kreatürlichen Alls zusammengefaßt hat. Es ist der Skepsis nahe benachbart, dies Bild des Zusammentreffens, ja wenn man will, des Zusammenpralls der Gegensätze. Merkwürdigerweise ist mir das Wort auch in einer anderen Fassung begegnet, in der das mittellateinische »coincidentia« durch ein Wort der klassischen Latinität ersetzt war. Da hieß es »complexio oppositorum«, was bedeuten würde die Verschlingung, ja Durchdringung der Gegensätze.

Es ist der Weg von der coincidentia zur complexio, den wir mit unserm Dichter zu betreten haben. — Wir haben das Bild des Makrokosmos auf den Mikrokosmos der Person angewandt. Aber der Begriff des Zusammentreffens der Gegensätzlichkeiten führt uns gleich hier auf ein geräumigeres Feld.

Dichter und Denker, das war einmal ein Ehrentitel der Deutschen. Er ist als solcher Erbstück unsrer klassischen Jahrzehnte. — Nun wird es wohl niemandem entgehen, daß ihr Umriß weniger scharf gezogen, ihr inneres Leben minder einheitlich erscheint, als das der anderen klassischen Epochen abendländischer Dichtung. Sie alle verdanken ihre Homogenität dem immer noch die Vorherrschaft bewahrenden christlichen Weltbilde. — Als deutsche Dichtung und deutscher Gedanke in ihre hohe Zeit traten, war dies Weltbild längst von den verschiedensten Seiten her in Frage gestellt. Zwei säkulare Brüder, der spekulative und der naturwissenschaftliche Gedanke sind es, unter deren Zugriff das alte Episkopat — zu

deutsch »Aufsichtsamt« — der Kirche weithin zu einem in partibus infidelium geworden war: beide nicht von vornherein feindliche, aber doch nach Anlage und Neigung sehr verschiedenen geartete Brüder. Goethe hat am Ende seiner Tage als denkender Naturalist die Summe seiner Erfahrungen in einem Begriffspaar zusammengefaßt, das den Leitgedanken des Cusaners zugleich aufgreift und erweitert. Es ist das Begriffspaar: Polarität und Steigerung. Beide Begriffe scheinen sich auszuschließen, der Verteidiger des »alten Wahren« hat sie als eine Einheit gesehen. — Man verzeihe die Abschweifung. Sie hat insofern mit unsrer Absicht zu tun, als auch der geradeste Zug seelischen und geistigen Wachstums seinen Aufstieg durch die Welt der Erfahrung nicht anders als im Schraubengang ihrer Polaritäten gewinnen wird.

Ich kehre zu Schiller zurück. Am Anfang seiner Dichtung stehen nicht »Das Buch Annette« oder »Die Laune des Verliebten«, sondern die Lauraoden und mit ihnen das Eruptionsfeld der Jugendlyrik, zu dem erfahrenes Erlebnis das wenigste, tief und schmerzhaft erfahrener Gedanke das weitaus meiste beigetragen hat. — Als ein »Kerl, der spekuliert« hat Schiller begonnen, und es ist im Grunde überflüssig, lang nach denen zu fragen, die ihn auf jene dürre Heide hinausgelockt. Mitgeborener Trieb findet seine Nahrung, wo immer, und wie immer sie sich bietet. Wenn aber Goethe noch spät, rückblickend, von der staunenswerten Raschheit des Schillerschen Schließens und Denkens gesprochen hat, so trifft das schon auf diese frühen Tage zu. Er ist schon damals »mit Gedankenschnelle« bis auf jenen Punkt vorgestoßen, auf den der spekulative Gedanke von allen Ausgangslagen her immer wieder stoßen wird, um auf ihm, wenn er ehrlich bleibt, immer wieder zu kapitulieren. Ich richte unsern Blick auf vier

Gedichte des Zweiundzwanzigjährigen. Das erste: »Die Größe der Welt«.

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug,
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
Bis am Strande
Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht.

So die Eingangsstrophe. Die dritte beginnt:

Anzufeuern den Flug weiter zum Reich des Nichts,
Steur ich mutiger fort, nehme den Flug des Lichts.

Dann heißt es:

Sieh, den einsamen Pfad wandelt ein Pilger mir
Rasch entgegen,

auch er auf der nämlichen Suche. Ihn trifft die Weisung:

Steh! du segelst umsonst, vor dir Unendlichkeit,
Steh! du segelst umsonst, Pilger, auch hinter mir!
Senke nieder,
Adlergedank dein Gefieder!
Kühne Seglerin, Phantasie,
Wirf ein mutloses Anker hie.

Ich habe das Gedicht vor kurzem einen Panegyrikus des Welt-schmerzes genannt. Für den Flug zum Reiche des Nichts könnte man nach einigen gegenwärtig grassierenden Schlagwörtern greifen. Ich tu's lieber nicht, sondern stelle gleich daneben Zeilen eines anderen Gedichts: »Gruppe aus dem Tartarus«.

Schmerz verzerrt
Ihr Gesicht, Verzweiflung sperret
Ihren Rachen fluchend auf.

Hohl sind ihre Augen — ihre Blicke
Spähen bang nach des Cocytus Brücke,
Folgen tränend seinem Trauerlauf,
Fragen sich einander ängstlich leise,
Ob noch nicht Vollendung sei? —
Ewigkeit schwingt über ihnen Kreise,
Bricht die Sense des Saturns entzwei.

Das ist nicht nur jugendlicher Wortschwall. Auch hier stehen wir vor dem »Reich des Nichts«. — Die Gegenbilder fehlen nicht, auch sie sind so sehr Bilder des Lebens als des gedanklichen Traums. — »Elysium« das eine: inmitten gestaltloser Wendungen ein einziges, überraschend gegriffenes und gestaltetes Eidyllion:

Seine Sichel entfällt hier dem Schnitter,
Eingesungen von Harfengezitter,
Träumt er, geschnittene Halme zu sehn.

Dann das Gegenstück zum »Reich des Nichts«: »Die Herrlichkeit der Schöpfung.« Wieder ein Flugtraum:

Und itzt trieb ein Wind
Fort die Wolken, mich auf ihrem Zuge,
Unter mir wichen im Fluge
Schimmernde Königsstädte zurück,
Schnell wie ein Blick
Länderbeschattende Berge zurück.

Ich habe schon von dem Blick aus der Vogelperspektive gesprochen. Dazu ein ganz spätes Stück. Im Liedervorspiel des Wilhelm Tell heißt es vom Alpenjäger:

Und unter den Füßen ein neblichtiges Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr,
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

Vergleichen wir Spätfrucht und Vorfrucht, so wäre eine erstaunlichere Entsprechung kaum ersinnbar.

Wir wenden uns für einen Moment der Gedankenwelt zu, aus der jene frühe Lyrik entsprang. Das theologische Denken, das dem Knaben als Ziel und Inhalt späterer Tage vorgeschwebt, hat der Karlsschüler aufgegeben. Den angehenden Mediziner sehen wir mit psychologischen — und das sind ja immer anthropologische — Spekulationen befaßt. Aber sein eigentliches Dichten und Trachten will höher hinaus. Es geht ihm um eine Theodizee und damit zugleich — Zeichen seiner Dichterschaft — um eine Anthropodizee. Der Mensch und seine Welt soll sich an Gott, die Welt des Göttlichen, des Ideals, soll sich am Menschen, Zeit an Ewigkeit und Ewigkeit an Zeit rechtfertigen. Aber der Zwiespalt klafft; wo der Suchende wähnt, eine Vermittlung zu greifen, erweist sie sich als scheinbar, wo er meint, eine Brücke zu betreten, bricht sie unter ihm zusammen.

Das ist auch die geistige Situation der Jugenddramen. — Trotz erstaunlich treffsicherer Naturalismen — gewisse Partien von »Kabale und Liebe« könnten aus der Feder Gerhart Hauptmanns stammen —, trotz des drastischen Griffs in die dem Jüngling zugängliche Welt, trotz der wohlberechneten Ökonomie dieser rasch aufeinander folgenden Erstlinge: wo der Dichter sein Eigentlichstes, sein Höchstes geben will, geraten wir in ein Zwielficht ungefestigter Magniloquenz, das Wort wird

immer greller, schneidender, vorgreifender sein als das, was es auszudrücken strebt, und wie weit wird es grade um solcher Übersteigerung willen unter jenem Eigentlichen und Höchsten bleiben! — Es ist ein Geisterkampf in der Luft, dem wir alsdann beiwohnen; hie und da mag er uns hinter der Maske seines Wortschwalls anmuten wie ein Gespensterkampf, auf alle Fälle ist es einer, der nach beiden Seiten mit einer Niederlage endet.

Wie fern ist diesem qualvoll-großartigen Ringen die bei allem Sturm und Drang so unverkennbare *festivitas* des »Götz«. Man spricht von seiner shakespearisierenden Tendenz. Mich dünkt die Welt der drei frühen Schillerdramen der der elisabethanischen, namentlich der vorshakespeareschen in viel markanterer Weise verwandt. Waltet doch auch in ihnen die durch keine metaphorische Überlast zu hemmende Gewalt des Ausschreitens und Umsichgreifens, mit der Schillers dramatische Uranlage sich a limine kundgibt. Auch die Finsternis des Weltaspekts ist die gleiche, auch in ihnen klirrt die Kette, die den aufbegehrenden Schöpferstolz zwischen den Kerkerwänden unmittelbarster Lebensnot festhält. — Shakespeare am nächsten steht das »gearbeitetste« der drei Dramen, der Fiesko. Vergessen wir für einen Augenblick die Mängel des Sprachgewandes. Denken wir an die von so jungen Händen nicht zu vermutende Meisterung eines höchst verwickelten Geschehens, denken wir daran, wie sie gegen den dramatisch kaum zu bewältigenden Zufall des geschichtlichen Ausgangs hin ihre Kunstmittel häuft, um dann im genial erfundenen Auftritt des alten Doria die Katastrophe scheinbar hintanzuhalten, in Wirklichkeit zu präzipitieren.

Immerhin besteht ein Unterschied zwischen dem Sturm und Drang der frühen Elisabethaner und dem unsres Poeten. —

Seine Finsternisse sind nicht ganz so undurchdringlich wie die ihren, sie sind es nicht, weil die Problematik seines Aufstandes durchweg eine metaphysische ist. Es geht immer um den Aufblick in die Höhen, wo der Lichtgedanke des Wahren und des Rechten wohnt; von ihm her fällt ein wenn auch fragwürdiger Widerschein in die Welt der Wirklichkeiten, die freilich ihm gegenüber in unbefriedbarter Opposition verharren wird, solange nicht das Mittel seiner Gestaltwerdung im Zufall der Geschichte gefunden ist.

Für die dunkle Seite dieses Bildes ist es mir immer bezeichnend, daß der Held des düstersten unter den Dramen Shakespeares, »Timon von Athen«, eine so dauernde Anziehung auf den jungen Schiller ausgeübt hat. — Noch auf der Höhe seiner Kraft, in dem Gedicht, das beides ist, Rückblick auf heldenhaft Überwundenes und Vorblick auf das virtuell — das Wort paßt hier wahrhaftig wie kein anderes — schon Erreichte wird jenes Dunkels gedacht. Die Strophe in »Das Ideal und das Leben« lautet:

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen
Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Dann empöre sich der Mensch, es schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage
Und zerreiße euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege
Und der Freude Wangen werde bleich,
Und der heiligen Sympathie *erliege*
Das *Unsterbliche* in euch.

Der »Carlos« ist ein Werk des Übergangs, womit ich ja nun wirklich keine Neuigkeit sage. Es tut mir leid, daß ich bei diesem Schwanengesang einer gemarteten Heldenjugend, dieser fast unwahrscheinlichen Vorwegnahme künftigen Gelingens nicht

ausführlicher verweilen darf. — Schon die Sprachverwandlung ist ein Wunder. Eingebettet in den rhythmischen Ablauf hat Schillers Rede nichts von ihrem Vigor verloren, wohl aber ihr Gestelztes und Gespreiztes. Auch der Gesamtaspekt ist bei aller Tragik nicht so finster wie der der früheren Dramen. Der Marquis Posa bleibt in einem viel entscheidenderen Sinne Sieger im Untergang als Carl Moor, Verrina, Ferdinand.

Im übrigen gestehe ich, daß Schillers beredte Selbstverteidigung in den »Briefen über den Don Carlos« mich vollkommen befriedigt. Man beklagt einen »Bruch« der Handlung. Sie mag eine Wandlung durchgemacht haben, aber es ist doch wohl in des Dichters innersten Nötigungen begründet, wenn aus der Liebestragödie sich auch hier eine der Haupt- und Staatsaktionen entwickelt, wie wir sie im »Fiesko«, im »Wallenstein«, in der »Maria Stuart«, im »Wilhelm Tell« besitzen und im »Demetrius« besitzen würden, wenn der letzte und höchste Wurf noch hätte ans Ziel gelangen dürfen. Was das Stück von den Produkten der späteren Hand sondert, ist dies einzige Mal die im Grunde eher romanhafte Anlage. Die Geschehnisse laufen eine Weile lang nebeneinander her, und es bedarf verwegener Mittel, um das nun freilich in jedem Sinne dramatische Finale herbeizuführen. — Schiller hat einmal geäußert, der letzte Akt sei immer das eigentliche Seelenfest des Dramatikers. Auf ihn und seine Dichtung trifft das jedenfalls zu.

Als er den »Carlos« hinter sich gebracht hatte, war er reif für die drei Begegnungen, die das große Jahrzehnt seiner Dichtung vorbereiten und begleiten sollten. Es sind im Grunde vier, gehört doch zu ihnen auch die des körperlichen Leidens, das fortan seinen Lebensweg zu einem mit vorbildlicher Seelenkraft ertragenen Martyrium machen sollte. Die andern drei sind die mit den Griechen, die mit Kant und schließlich die

mit Goethe. Was die zunächst durch Vossens Übersetzung der Odyssee vermittelte Kenntnis des Homer, was die in der Hauptsache durch eine französische und lateinische Prosaversion vermittelte Bekanntschaft mit den athenischen Tragikern für Schiller bedeutet hat, dafür zeugen weniger die fragmentarischen Bearbeitungen des Euripides als neben einzelnen Produkten seiner hohen Lyrik das Monument der »Braut von Messina«, an der Goethe bezeichnenderweise als an einem der großartigsten Erzeugnisse des Schillerschen Genius festgehalten hat, während sie der Herzog Karl August schon wegen der »Knittelverse« des Chors von der Hand wies.

Die Erfindung dünkt eine Umkehr sophokleischer Motive, während Schiller sich nachdrücklichst auf den äschyleischen Charakter des in so vieler Hinsicht merkwürdigen Experimentes berufen hat. Was ihm vorgeschwebt, war die Aufgabe, ein unenträtselbar greuelvolles Geschehen mit völliger Freiheit zu behandeln, und zwar so, daß diese Freiheit auf den Hörer und Zuschauer übergehe, ihn in einem Zustand zurücklassend, den der Dichter schon seit längerem gewohnt war, als den »ästhetischen« zu kennzeichnen. — Der auf den »Brettern« zur Schau gestellte Triumph dieser ästhetischen Freiheit sollte das Siegeszeichen gedanklichen Ringens sein, das aus dem Pathos des zwischen den Polen der Wirklichkeit und des Ideals verlorenen Jünglings das Ethos des Mannes entwickelt hatte, als des Sachwalters einer verborgenen aber grade in ihrer Verborgenheit ewigen und unverbrüchlichen Ordnung.

Wir wissen, daß Schiller sich an Immanuel Kants drei kritischen Hauptwerken »frei-gedacht« hat, wissen auch, daß es in der Hauptsache die »Kritik der Urteilskraft« war, die den Prozeß seiner Selbstwertung zeitigen half. — Uns braucht auch hier nicht der Umfang der Schillerschen Lektüre zu befassen.

Was uns angeht, ist die persönliche Ernte, die der Dichter in seine Scheuern eintrug. — Zwischen die für Schiller wie für Kant an sich unvereinbaren Extreme des Sinnlichen und des Sittlichen, m. a. W. zwischen die nur erlittene und die nur geforderte Wirklichkeit war dem Nachvollzieher und Ergänzender Kantischer Gedanken jetzt als ein Vermittelndes der Begriff des »Ästhetischen« getreten, Begriff eines Schönen, das zwar erlitten oder empfunden, aber vom Geist und seiner freien Eigengesetzlichkeit her zu gestalten sei. Als eine gleichgewichtige Mitte zwischen dem Pathos des Trieblebens und dem Ethos der kategorischen Forderung erschien ihm dieser neugewonnene Begriff, ein Reich des Übergangs stiftend, das in seiner Teilhabe an dem einen wie dem andern das Reich einer eigentümlichen Freiheit sei.

Damit war für den Dichter halb eingestandener, halb uneingestandener Maßen die platonische Trias des Wahren, des Guten und des Schönen wieder in ihre Rechte getreten. Wenn ich sie mit ihren griechischen Namen des *Alethinon*, des *Agathon* und des *Kalon* nenne, so bin ich versucht im Blick auf Schiller für den des *Kalon* einen anderen zu substituieren, und zwar den der *Doxa* mit ihrem Doppelsinn des schönen, des »ästhetischen« Anscheins und der verborgen anschaulichen »Herrlichkeit« des *creator spiritus*. Wie die irdische Wirksamkeit und Erfahrbarkeit der drei nach Schillers eigenem Wort auf »Beharrlichkeit im Wechsel« gegründet ist, so sind sie als Idee, als Postulat ewig, und in dieser Ewigkeit beruht zugleich die Freiheit, die es ihnen erlaubt, für einander Bürge zu stehen. Nur dadurch werden sie zu der Macht, vor der die erfahrene und erlittene Wirrsal widerstreitender Koinzidenzen zu der *Complexio* wird, als die der gereinigte Blick und das geläuterte Gemüt das Ganze der geschaffenen Welt erfassen lernen soll,

Complexio des Kosmos, nicht des Chaos. — Ich weiß, meine Deutung ist kühn, aber ich glaube, sie ist nicht zu kühn, namentlich, wenn ich mir vergegenwärtige, wie bei Schiller, der zwar ein Dichter, aber in keinem Sinn ein Kenner der übrigen Künste war, das Prinzip jener ordnenden und vermittelnden Doxa schon aus dem von ihm immer wieder ins Treffen geführten Moment heraus mit einer — übrigens im Grunde selbstverständlichen — Beifracht des Ethischen ausgerüstet erscheint.

Das Gefäß, in das Schiller seine Erkenntnisse niedergelegt, die an den Augustenburger Herzog gerichteten »Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen« ist in sich selbst ein herrliches Stück deutscher Prosa. Ihr — neben den in der Zeit liegenden Beweggründen — wohl auch im Hinblick auf den fürstlichen Empfänger gewählter Ausgangspunkt ist fraglos ein gewagter. Das neugefundene Agens des »schönen Scheins« (so kühn und paradox faßt der Dichter seinen Begriff) soll seine heilende, versöhnende, gestaltende Kraft auf dem Feld politischer Pädagogik bewähren. Wir verdanken diesem Ansatz in den ersten sieben oder acht Briefen die staunenswert scharfsinnige Darlegung eines im Grunde nur durch ein Wunder der Regeneration, nicht durchs Mittel bloßer Einsichten zu behebenden Jammers, Krankheitsbericht, dessen einzelne Befunde immer noch ins Herz unsres eigenen bürgerlichen Notstandes treffen. Es wäre gegenwärtig mehr denn je angezeigt, grade diese klassischen Politika in möglichst viele Hände gelangen zu lassen. Nun, in vier Jahren wird nochmals Gelegenheit dazu sein, auf die ich hiermit nachdrücklichst hinweisen möchte.

Als Gegenbild geglückter ästhetischer Erziehung des »Zoon politikon« muß dann der Griechentraum Winckelmannscher Färbung erhalten. Wer jedoch hier gleich mit Gegenfragen bei

der Hand wäre, sieht sich alsbald in eine kritische Untersuchung des aufgestellten Begriffs und seiner Funktionen verwickelt, die ihn mit einem Reichtum der Unterscheidungen und Erkenntnisse überschüttet, der es leicht verschmerzen läßt, wenn dann im letzten der Briefe die Rückkehr zum *politischen thema probandum* begreiflicherweise auf eine kaum verschleierte Aporie hinausläuft. Verhandelt worden ist inzwischen etwas ganz anderes, nämlich die autoritäre Befugnis des dichterischen Berufs, in dessen Ausübung der »poietés«, der »Macher«, der »Schöpfer«, das freie Recht zum Aufbau seiner Scheinwelt zwei im übrigen unüberbrückbar getrennten Bereichen entnimmt, die wir jetzt, dem Gedankengang des Dichters entsprechend, den des Realen und den des Formalen nennen dürfen. Was den Dichter, was die andern an seiner kreativen Vollmacht teilhabenden Künste zu ihrem einzigartigen Amt befugt, ist die Kraft freier Gleichnissetzung. Der Begriff des Symbolon ist ja der eines gebrochenen Stabes, dessen zwei Enden, zwei gesonderten Parteien anvertraut, im Akt des Symballein, der Wiederezusammenfügung, mittels der genau aufeinanderpassenden Bruchstellen den Anschein, den »ästhetischen« eines wiederhergestellten Ganzen ermöglichen.

Wir fragen hier nicht, was etwa von den Ergebnissen der Kantschen Ethik und Ästhetik für uns Heutige noch praktikabel sein möchte. Genug, daß unter ihren immer noch unabsehbaren Wirkungen eine der größten und dankenswertesten die Hilfe gewesen ist, die sie Schiller auf seinem Wege in die königliche Freiheit seines späteren Schaffens geleistet haben. — Nicht ihm allein, denn die Fülle der gewonnenen Kriterien und Maximen ist die Morgengabe gewesen, die — von dem Älteren erst zögernd, dann freudig ergriffen und genutzt —

der Jüngere dem *sacrum imperium* zehnjährigen gemeinsamen Planens und Wirkens zubringen sollte.

Vorhergegangen sind für Schiller Jahre harter Geistesfron, der Lage der heutigen Werkstudenten insofern vergleichbar, als auch für ihn der Erwerb benötigter Kenntnisse und der Brotterwerb sich gegenseitig bedingten und erschwerten. Es sind die Jahre der Schillerschen Prosa, Jahre des rapiden Umsatzes rasch zusammengeraffter Materialien. Zur geschichtlichen Prosa könnten wir auch das Fragment des »Geistersehers« rechnen, ist doch das Thema des nur bis zu einem vorläufigen Abschluß geförderten Romans wiederum eine politische Haupt- und Staatsaktion. Das Programmatische der Behandlung, der federnde Schwung der Aussage weisen auf den Geschichtsschreiber, dessen bedeutendste Leistung dann die schon im Blick auf den Komplex der Wallenstein-Dramen unternommene Geschichte des Dreißigjährigen Krieges sein wird. Vorbild war die lateinische Historie, vor allem der programmatische Moralist und Gestalter Sallust, daneben Voltaires von Schiller mit Worten höchsten Lobes bedachte »Geschichte Karls XII.«. Das wären etwa die Muster, an denen sich seine geschichtliche Thematik und Schematik entwickelte, wobei wir dem Begriff der Schematik auch den Glanz einer Sprache zurechnen, die einen Vergleich nur mit den übrigen Erzeugnissen des Dichters selbst erlaubt. So gilt von seiner geschichtlichen Prosa ebenso wie von seiner theoretischen, was er in einem Briefentwurf an Fichte ausgesprochen: Fichtes Gedanken würden zwar immer zitiert und ihrem Werte nach geschätzt, aber Fichtes Schriften nicht mehr gelesen werden, während die seinigen auch nach Jahrhunderten ihrer Leserschaft gewiß sein dürften.

Das Leitwort des Hymnus, in dem das Gedankengut der »Briefe« dichterisch präfiguriert erscheint, und dem auch ich einige meiner Definitionen verdanke, lautet:

Nur durch das Morgentor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land,

um alsbald zu der Klausel vorzustoßen:

Dein Wissen teilest du mit vorgezogenen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Das ist Schillers eigenstes Eigentum; ebenso wie die beispiellose Euphorie des Eingangs und des Schlusses, beide festgehalten über allen Sturz der Zeiten und alle Unbill des eigenen Erlebens hinweg, um freilich in Sätzen wie »Freiheit ist nur in dem Reich der Träume« oder »Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn«, die unserm Dichter so eigentümlich gemäße Form der zugleich zernichtenden und erhöhenden Aussage anzunehmen, in der beides gegenwärtig ist, Besitz und Verzicht. Wenn dann nach sechs Jahren in dem als Abschluß der theoretischen Epoche konzipierten Gedicht, das ursprünglich »Das Reich der Schatten« hieß, Schillers Doppelgänger nach überstandenen Plagen und Erdenlasten aus dem Pokal der Hebe sich Verjüngung trinken darf, so war dieser Trank der Wiedergeburt auch dem um ein Jahrzehnt älteren Genossen zgedacht und zugebracht.

Der Gedanke an die Voreingenommenheit, die unter Nichtachtung von Goethes eigener Aussage Schillers Stil, Schillers Wissen um sich selbst, an die Nachbarschaft des Größeren verloren geben will, hat für den Deutschen in mir etwas Beschämendes. — Was haben die Vertreter und Verbreiter solcher Meinung nicht alles, sei es geflissentlich, sei es unachtsam,

übersehen, den klugen und so sehr positiven Anteil des Jüngeren an der endgültigen Redaktion der »Lehrjahre«, seine vorsichtig abwägende Zurückhaltung gegenüber der Griechheit des Homeriden Goethe, die so ganz und gar Schillerschen Bühnenbearbeitungen des Egmont und der Iphigenie, an die der Freund bei Lebzeiten nicht mehr gerührt hat. — Hat man sich doch in Übernahme einer albernen Bemerkung der Caroline Schlegel zu der Behauptung verstiegen, Schiller habe seit der Begegnung mit Goethe nicht mehr seine eigene Sprache gesprochen.

Der Gedanke ist schon als solcher ein rein äußerlicher, ein rein mechanischer. Wie sollte man von einem mit hoher Kunst organisierten Gedicht den Sprachleib einfach abheben? Es ist wie mit dem Pfund Fleisch des Shylock. Im Verfolg müssen dann sämtliche Dramen der Reifezeit schon um solch imitatorischen Charakters willen als von vornherein zum Scheitern verurteilte Versuche erscheinen. Wer könnte zudem — und das müßte doch in jenem Verdikt mit eingeschlossen sein — umgekehrt vermuten, der Dichter der »Natürlichen Tochter« hätte einen Wallenstein oder eine Maria Stuart auch nur planen können oder wollen? Und wiederum umgekehrt, wo begegnet man im Goetheschen Sprachbereich den Lyrismen einer Jungfrau von Orleans oder dem heroischen Pathos der Braut von Messina? Und wie anders sind die so eindeutig zugreifenden Knittelverse von Wallensteins Lager als ihr Blühen und Singen etwa im ersten Teil des Faust. Und dann der waffenklirrende Prunk der Piccolomini, die Jamben, in deren Rüstzeug vom ersten Moment an das Schicksal in die Kreise der Freude tritt! — Zeitgenossen haben den Mangel an Handlung grade in diesem Stück beklagt, es ist randvoll, fast zum Bersten voll mit nichts als Handlung, freilich alles Vorbereitung

auf die eigentliche Tragödie, die dann nach Goethes schönem Wort aus ihm hervorwächst wie die Blume aus dem Gerüst des Stengels und der Blätter. Im Gesamtplan des Wallenstein lag wie beim Don Carlos ein episches Moment. Schillers gereifte Kunst hat ihm in der Exposition des Vorspiels genug getan.

Im übrigen war es durchaus natürlich und gegeben, daß aus der Gemeinsamkeit eines glücklichen Jahrzehntes gewisse Affinitäten hervorgingen. Beiden Freunden war von nun an der Gedanke des freien, des »ästhetischen« Spiels dichterischer Symbolik gemeinsam und mit ihm zugleich das Bewußtsein höchster Verantwortlichkeit. Daß somit auch ihre Sprache hier und da verwandte Züge zeigt, ist nicht zu verwundern. In der »Braut von Korinth« und noch zehn Jahre nach Schillers Tod in der Ballade vom vertriebenen Grafen nähert Goethe sich dem Schillerschen Balladenstil. Aber wenn in den Xenien die gegenseitige Annäherung mit bewußter Absicht soweit getrieben ist, daß in einzelnen der Versuch der Zuweisung auch heute noch auf ein *non liquet* hinausläuft, so braucht man da, wo jeder auf eigenem Felde schaltet, nur die Distichen des »Spaziergang« mit denen der »Euphrosyne« zu konfrontieren, um auch hier die Verschiedenheit mit Händen zu greifen.

Trotz seiner Theorien vom freien ästhetischen Spiel dichterischer Symbolik ist es Schiller nicht immer leicht gefallen, die nunmehr doch geforderte Neutralität des in zwei Reichen zugleich beheimateten Poietés zu wahren. Das »Fordern« lag seiner heroischen Einfalt immer nahe. So finden wir noch im »Max« des Wallenstein eine jener idealischen Gestalten, an denen nun einmal des Dichters ganzes Herz hing. Nicht mehr in der »Maria Stuart«. In diesem neben der »Braut von Messina« zugleich geschlossensten und »freiesten« der Schillerschen

Trauerspiele zielt jede Gestalt, jeder Schritt und Zug nur auf die Emporführung eines anfänglich fragwürdigen Charakters zur tragischen Höhe. Grade in diesem Sinne ist es bezeichnend, daß Schiller die Schuld der geschichtlichen Maria viel unumwundener bejaht, als es hernach die Vorsicht eines Historikers vom Rang Leopold v. Rankes tun sollte.

Gestatten Sie noch eine Bemerkung zur »Braut von Messina«. Sie ist auch heute von der Bühne herab ihrer Wirkung sicher. Vielleicht liegt das mit an einem besonderen Umstand. Ich habe von einer Umkehrung sophokleischer Motive gesprochen. Man hat denn auch beide, die »Braut« und den »Ödipus«, Schicksalsdramen genannt. Aber hinter dem erfundenen Mythos des neuen steht nicht wie hinter dem Überkommenen des alten Dichters die nackte *coincidentia* der Tyche und der Heimarmene, sondern die *complexio* einer nur angedeuteten, aber doch greifbaren Schuld. Landfremd ist das Herrscher-geschlecht, gewaltsam ist es eingedrungen, durch Gewalttaten hat es sich behauptet. Und so klingt das Stück nicht aus in der ratlosen Resignation des sophokleischen Chors:

Volk der Väterheimat, Theben, seht allhier den Ödipus,
Welch entsetzensvolle Woge des Geschehens ihn verschlang.

Bei Schiller heißt es an der Leiche Don Cesars:

Erschüttert steh ich, weiß nicht, ob ich ihn
Beklagen oder preisen soll sein Los.
Das eine fühl ich und erkenn ich klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist die Schuld.

Das ist ein Wort hineingesprochen aus der transzendentalen in die kontingente Freiheit, in derer beider symbolischem Zusammentreffen sich für den reifen Schiller der Ring des

geschichtlichen, und das heißt nun eben doch des dichterisch reproduzierbaren und verewigbaren Lebens schließt.

In der »Jungfrau« bezeichnen die drei Szenen des Montgomery, des schwarzen Ritters und des Lionel den Übergang zur Katastrophe. Schiller hat mit Recht davon abgesehen, grade den Lionel in seiner eindeutigen Funktion zu individualisieren oder womöglich gar zu idealisieren. Die Neunmalklugen haben das alsbald als ein Versagen bemäkelte. — Noch einmal ist es eine Geisterschlacht, der wir beiwohnen, Daimon und Ananke im Widerspiel zu Tyche und Eros. Auch hier sieht es eine Weile aus, als solle der Kampf mit einer Niederlage auf beiden Seiten enden. Aber die Siegerin im Geisterkampf der Goetheschen Urworte darf nunmehr auch hier das Feld behaupten; wenn Schiller noch im Jahr der Jungfrau von Orleans seinem Wallenstein das Gedicht nachgesandt hat, in dem es heißt:

Wer es glaubt, dem ist das Heilige nah,

so darf jetzt auf der irdischen Bühne neben dem Glauben Elpis, die Hoffnung, triumphieren. Ihr Weg kann nie ein anderer sein als der — lassen Sie mich das große Wort noch einmal wagen — in die Freiheit der Kinder Gottes. Weil er es ist, wird er immer ein Todesweg sein, Weg des seelischen oder des physischen Sterbens hinein in die Verwandlung.

In der »Jungfrau«, dem allerpersönlichsten seiner großen Dramen, hat Schiller, nicht fern der eigenen physischen Auflösung, den Sehnsuchtstraum seiner Jugend noch einmal träumen dürfen, um ihm nun im Ästhetikon des Kunstwerks Verwirklichung zu schenken. Wenn die Schlußzeile der Goetheschen Urworte lautet:

Ein Flügelschlag — und hinter uns Aeonen,

so heißt es bei Schiller nicht minder groß und entscheidend:

Hinauf — hinauf —. Die Erde flieht zurück,
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.

Und nun sollte dem Vielgeprüften doch noch das Geschenk werden, sein »Mädchen aus der Fremde« »in einem Tal bei frommen Hirten« heimisch zu machen. Es ist das Siegel auf dem Jahrzehnt gemeinsamen Besitzes und gemeinsamen Tuns, daß es Goethe sein durfte, der ihm den Plan des »Tell« in aller Form abtrat und dem, der die Schweiz nie mit Augen gesehen, die sinnlichen Gegebenheiten von Land und Leuten an die Hand gab. Als er den ersten Akt in Händen hielt, meinte er, das sei kein erster Akt, sondern ein vollkommenes Drama, womit er doch wohl dem Erstaunen darüber Ausdruck gab, daß hier etwas in der Geschichte des Dramas bislang Unerhörtes geleistet war. Nicht ein Einzelner, sondern ein ganzes Volk ist einer dem schweizerischen Wesen tief entsprechenden Art Träger und Held der Handlung. — Es ist mir sehr merkwürdig, sehr beweglich, daß der Ruf »Freiheit, Freiheit« —, als Ruf der Erlösung zugleich Schmerzens- und Jubelruf — mit dem Goethes Jugenddrama schließt, erst hier auf Schillers Bühne erklingen sollte. In der ersten Fassung lesen wir nach den letzten Worten des Rudenz: »Alle rufen, in dem die Musik von neuem einfällt: Freiheit, Freiheit, Freiheit.«

Ein Wort zur Parricidaszene: großartiger konnte die Frage nach dem Recht des Tell, die Frage nach dem für Schiller so wichtigen Rechtsgehalt des ganzen Dramas, nicht verhandelt werden. Recht und Unrecht liegen hier in den Waagschalen, und auch das Körnlein Schuldverwandtschaft, das die Behilflichkeit des Tell zur Flucht des Kaisermörders auf die Schale des Unrechts legt, bringt sie nicht zum Sinken. Die Leute, die

grundsätzlich alles besser wissen als der Dichter selbst, und die ihre Merkzettel grade an dies Zeugnis seiner adligen Unschuld heften, legen nur zu Tage, daß sie nicht wissen, wie ein großer Mensch vom Schlage Schillers denkt, wie er denken, empfinden und gestalten muß »nach dem Gesetz, nach dem er angetreten«.

Lassen Sie mich abschließend noch einem Gedanken Raum geben. Reinhold Schneider hat in seiner wundervollen Festrede vor der Bayerischen Akademie von der eigentümlichen Selbstmordtendenz so vieler Schillerscher Helden gesprochen, des Karl Moor, des Verrina, des Ferdinand, des Posa, des Max, des dem Tod entgegeneilenden Mädchen von Orleans, des Mord mit Selbstmord rächenden Don Cesar. Die Sache ist in sich selbst nachdenklich genug. — Ihre Begründung in dem stoischen Freiheitsbegriff liegt auf der Hand. — Ich fragte mich aber doch, ob man sie nicht unter einem andern Begriff fassen könnte, und zwar dem des Opfertods, des in Erkenntnis höherer Notwendigkeit freiwillig übernommenen. Damit träten wir in die Nähe der Grundmaxime aller Schillerschen Maximen. Sie lauten in dem schon mehrmals zitierten Gedicht nicht nur:

Werft die Angst des Irdischen von euch,

sondern weit darüber hinaus:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Man kann den Gedanken stoisch, man kann ihn sokratisch-platonisch nennen, aber wer wird verkennen, daß er in seinen beiden Formeln zugleich ein christlicher sei, einer von denen, die es auf ganz natürliche Weise bewirkt haben, daß Schiller

durch Generationen hindurch ein Lieblingsdichter des christlichen Hauses gewesen ist? Sie werden von mir nicht erwarten, daß ich dem Geheimnis dieser Verquickung, denn das ist sie, nicht eine bloße Koinzidenz, nachgehe. Es ruht für mich in der Verborgenheit aller geschichtlichen Fügung. Und wenn Ranke gesagt hat, Geschichte sei »unmittelbar zu Gott«, so gilt das, wo mich meine eigene Erfahrung nicht täuscht, nicht nur vom Geheimnis der Menschheitsgeschichte, sondern auch von dem aller Einzelleben, aus denen im Widerspiel der Kräfte und Bestimmungen Geschichte wird.

Wenn ich noch erwähne, daß Schiller in einem seiner Briefe das Christentum die »ästhetische Religion« genannt hat, weil es die Religion der freien Liebesneigung sei, so gehört das auch in den Umkreis unsrer Gedanken. Noch eines darf ich hinzufügen. Des jungen Schillers früheste Abhandlung trägt den auf sein gesamtes Denken vorausweisenden Titel: »Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.« Als er dann daranging, just diesen Gedanken in ein System zu bringen, hat er im Februar 1793 an Körner geschrieben, er gehe damit um, eine Theodizee zu machen. Auch das führt uns zurück auf einen der Ausgangspunkte unsres Gesprächs.

Ich habe versucht, mit ein paar Hinweisen uns nicht eben den Schiller der Körnerschen drei Perioden oder den zwiegeteilten vor und nach der Begegnung von 1794 zu vergegenwärtigen, wohl aber den Mann des unbeirrten Aufstiegs durch die Polaritäten inneren und äußeren Erlebens hinauf in die Freiheit, die beides sein sollte, Freiheit des Lebens und des Sterbens, Freiheit des Wirkens in die Welt und der Selbstbehauptung gegen sie. Ich habe gewagt von ihr als der Freiheit der Kinder Gottes zu sprechen und habe es getan auch im Blick darauf, daß grade

in seinen späten Jahren den Leidenden und Schaffenden immer wieder die Vorstellung beschäftigt hat, wie eng die Rückeroberung jener Freiheit an einen andern Wiedererwerb geknüpft sei, an den des kindlichen Blicks in die Welt, des kindlichen Vertrauens »in das große Ästhetikon, die Doxa, die Herrlichkeit der Schöpfung«. Lassen Sie mich mit Versen aus einem seiner Gedichte schließen. Es ist wieder ein programmatisches, schon sein Titel sagt es: »Die Macht des Gesanges«.

Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm,
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht:
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Die dritte Strophe bringt das berühmteste Dictum:

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gigantenschritt,
Geheimnisvoll nach Götterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt —
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächtigem Siege
Verschwindet jedes Wort der Lüge.

Wer fühlte bei diesen Gewaltworten des späten Schiller sich nicht unmittelbar an die Römer erinnert? Und wie still, wie

friedvoll klingt nach ihnen das Gedicht aus. Ich zitiere aus der letzten Strophe:

So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück.

Da haben wir noch einmal beides, das oppositum und die complexio, da haben wir den großen, den heldenhaften Schiller und zugleich den, dem die erhabene Einfalt und Unschuld des Herzens das Zeichen des Prophetentums aufgedrückt hat für alle Zeiten.

Im Mai dieses Jahres haben die Stuttgarter Festredner, der Staatsmann und der Dichter, beide mit Nachdruck auf das Jahr 1859 verwiesen, das Friedrich Schiller, den ganzen, den ungeteilten, in der Herzmitte eines Volkes lebendig sah, auf das ein großes Schicksal wartete. Nur vier Jahre trennen uns von dem Datum, an dem ein zweites Jahrhundert seit Schillers Eintritt in die Welt verflossen sein wird; unser Volk geht nach Jahren des Unheils wiederum Entscheidungen entgegen, die seinen künftigen Stand in einer neugeordneten Welt bestimmen werden. Auch auf dem Weg zu ihnen kann und sollte Schiller einer unsrer Führer und Lehrer sein. »Denn er war unser.« — Niemand und nichts kann uns diesen Besitz rauben, es wäre denn unser eigener Trotz und unsre eigene Verzagtheit.

VERZEICHNIS
 DER MITGLIEDER DES ORDENS POUR LE MÉRITE
 FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

Stand: 31. 12. 1955

| | |
|--|-----------------------|
| HERMANN VON KUHL IN FRANKFURT/M. | KRIEGSWISSENSCHAFT |
| WILHELM FURTWÄNGLER IN BERLIN † 30. 11. 54 | TONKÜNSTLER |
| ENNO LITTMANN IN TÜBINGEN <i>1952—1955 Kanzler des Ordens</i> | ORIENTALIST |
| PAUL BONATZ IN STUTTGART | ARCHITEKT |
| WALTHER BOTHE IN HEIDELBERG | PHYSIKER |
| ERNST ROBERT CURTIUS IN BONN | ROMANISCHER PHILOLOGE |
| LUDWIG CURTIUS IN ROM † 22. 3. 1954 | ARCHÄOLOGE |
| GERHARD DOMAGK IN WUPPERTAL- ELBERFELD | MEDIZINER |
| KARL VON FRISCH IN MÜNCHEN | ZOOLOGE |
| OTTO HAHN IN GÖTTINGEN | PHYSIKER |
| ERICH HÄNISCH IN HERRENCHIEMSEE | SINOLOGE |
| MAX HARTMANN IN TÜBINGEN <i>ab 1955: Kanzler des Ordens</i> | BIOLOGE |
| PAUL HINDEMITH IN ZÜRICH | MUSIKWISSENSCHAFTLER |
| KARL HOFER IN BERLIN † 3. 4. 1955 | MALER |
| ERICH KAUFMANN IN BONN <i>ab 1955: Zweiter Vizekanzler</i> | RECHTSGELEHRTER |
| MAX VON LAUE IN BERLIN | PHYSIKER |

| | |
|---|-----------------------|
| THEODOR LITT IN BONN | PHILOSOPH |
| GERHARD MARCKS IN KÖLN | BILDHAUER |
| FRIEDRICH MEINECKE IN BERLIN † 6. 2. 1954 | HISTORIKER |
| EMIL NOLDE IN SEEBÜLL | MALER |
| KARL REINHARDT IN FRANKFURT/M. | KLASSISCHER PHILOLOGE |
| OTTO RENNER IN MÜNCHEN | BOTANIKER |
| PAUL SCHMITTHENNER IN KILCHBERG | ARCHITEKT |
| REINHOLD SCHNEIDER IN FREIBURG I. BR. | DICHTER |
| RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER IN SONNLEITHEN | DICHTER |

ab 1955: Erster Vizekanzler

| | |
|--|-----------------------|
| RENÉE SINTENIS IN BERLIN | BILDHAUERIN |
| EDUARD SPRANGER IN TÜBINGEN | PHILOSOPH |
| OTTO WARBURG IN BERLIN | BIOCHEMIKER |
| HEINRICH WIELAND IN STARNBERG | CHEMIKER |
| ADOLF WINDAUS IN GÖTTINGEN | CHEMIKER |
| ALFRED WEBER IN HEIDELBERG | SOZIOLOGE |
| WERNER JAEGER IN MASSACHUSETTS, USA | KLASSISCHER PHILOLOGE |
| THOMAS MANN IN KILCHBERG, SCHWEIZ † 12. 8. 1955 | DICHTER |
| HANS PURRMANN IN MONTAGNOLA, SCHWEIZ | MALER |

AUSLÄNDISCHE MITGLIEDER:

| | |
|--|------------|
| NIELS BOHR IN KOPENHAGEN | PHYSIKER |
| CARL I. BURCKHARDT IN LA BATIE VINZEL/VAUD, SCHWEIZ | HISTORIKER |
| ARTHUR H. COMPTON IN ST. LOUIS, USA | PHYSIKER |

| | |
|--|--|
| GEORGE GOOCH IN CHALFONT ST. PETER/ BUCKS., ENGLAND | HISTORIKER |
| HERMANN HESSE IN MONTAGNOLA, SCHWEIZ | SCHRIFTSTELLER |
| SARVEPALLI RADHAKRISHINAN IN NEW DELHI, INDIEN | RELIGIONSPHILOSOPH |
| ALBERT SCHWEITZER IN LAMBARENE, FRANZ.-ÄQUATORIALAFRIKA | PHILOSOPH, THEOLOGE UND MUSIKHISTORIKER |
| HENRY DALE IN LONDON | PHYSIOLOGE |
| ETIENNE GILSON IN VERMENTON (YONNE), FRANKREICH | PHILOSOPH |
| BERNHARD KARLGREN IN STOCKHOLM | SINOLOGE |
| OSKAR KOKOSCHKA IN VILLENEUVE/VAUD, SCHWEIZ | MALER |
| GILBERT MURRAY IN OXFORD | GRÄCIST |

—

INHALT

| | |
|---|---|
| Theodor Heuß: Ein Areopag des Geistes. 100 Jahre »Friedensklasse« des »Pour le mérite« | V |
|---|---|

Öffentliche Sitzung des Ordenskapitels 1954

| | |
|--|----|
| Friedrich Meinecke. Gedenkworte von Eduard Spranger | 3 |
| Ludwig Curtius. Gedenkworte von Karl Reinhardt | 19 |
| Rede von Max Hartmann. Die geisteswissenschaftlichen Grundlagen der Naturwissenschaften | 31 |

Öffentliche Sitzung des Ordenskapitels 1955

| | |
|--|----|
| Wilhelm Furtwängler. Gedenkworte von Paul Hindemith | 53 |
| Karl Hofer. Gedenkworte von Gerhard Marcks | 63 |
| Rede von Rudolf Alexander Schröder. Friedrich von Schiller | 71 |

| | |
|---|-----|
| Die Mitglieder des Ordens. (Stand 1955) | 100 |
|---|-----|

